Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 24 — Leipzig, den 16. Juni — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Weshalb die Christen Christen sind: 3. Fürst Bismarck — Die Predigt von der Sündenvergebung in der Gegenwart — Der neunte Evangelisch-soziale Kongreß — Vom Evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin — Zolas Paris — Verschiedenes: Wenn Zwei dasselbe thun; Die Schulbibel; Didaktik und Methodik des evangelischen Religionsunterrichts; Gesammelte Schriften von Dörpfeld — Quittung — Anzeigen

Weshalb die Christen Christen sind

3. Fürst Bismarck

Auch bei dem großen Kanzler des ersten Kaisers finden wir bestätigt, was in der Einleitung als allgemeine Beobachtung ausgesprochen ist: daß er das Christentum vor allem unter dem Gesichtspunkt seines Zweckes und Wertes angesehen hat. Wir haben wenigstens nicht das leiseste Zeugnis dafür, daß er sich jemals die Frage nach dem Grunde des Glaubens gestellt habe. Wohl aber hat er sich häufig darüber ausgesprochen, weshalb die christliche Religion dem Staatsleben wie dem persönlichen Leben unentbehrlich sei.

Wir wissen, daß Otto von Bismarck gottesfürchtig, aber rationalistisch erzogen worden ist. Zschokkes Stunden der Andacht waren das erste Erbauungsbuch, das er kennen lernte. In seine Jugend wirkten keine tiefern christlichen Eindrücke hinein. Erst die vierziger Jahre führten einen Umschwung herbei, er trat in Beziehung zu Thadden-Triglaff und zu den Puttkammers in Reinfeld. In diesem Kreise herrschte damals die aus pietistischen und lutherischen Elementen zusammengewobne romantische Frömmigkeit, die nur aus dem Gegensatz zur Revolution, der sie erzeugt hat, richtig zu verstehen ist. Ganz im Sinne dieser Auffassung hat sich Bismarck in den Reden im Vereinigten Landtag zu der Ueberzeugung bekannt, daß das Christentum die Stütze des Thrones und der gesellschaftlichen Ordnung sei. Seine Moralgebote sind das Grundgesetz des Staatslebens. Keine Philosophie kann gleich wertvolle Grundsätze aufstellen, wie sie der Glaube der Offenbarung entnimmt. Darin liegt der Wert des Christentums für die Menschen, daß es auf Offenbarung beruht, daß seinen Lehren und Geboten absolute göttliche Autorität innewohnt. Dieser Autorität kann der Staat und die Menschheit nicht entbehren — sie zerfallen, wo sie geleugnet wird.

Diese konservative Auffassung des Christentums schließt eine ungeheure Gefahr in sich. Nämlich, daß man die Autorität des Christentums veräußerlicht, glaubt, sie für das Volk aufrechterhalten zu müssen, sich selbst aber ihr entziehen zu dürfen. Bismarck hat das nie gethan. Für ihn erwuchs die Auffassung, daß das Christentum die stärkste Schutzwehr gegen die Bestie im Menschen sei und ohne es eine Auflösung aller menschlichen Treue und Redlichkeit eintreten müsse, aus einer persönlichen Erfahrung. In der Zeit, da sich Bismarck die konservative politische Schätzung des Christentums aneignete, machte er die schwerste Krisis seines innern Lebens durch, eine Periode, die er später selbst so charakterisirte, daß damals in dem Gefäß seines Lebens der Champagner der Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Seiner Frau hat er dann in warmen Worten gedankt, daß sie seinem Leben erst den eigentlichen Inhalt verliehen habe, ohne den es vor Verachtung und Langeweile nicht erträglich wäre. Dieser Inhalt ist das Christentum, weil es den Menschen vor sich selbst schützt und über sich selbst erhebt. „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, so hat Bismarck auf dem Höhepunkte seines Lebens, in der herrlichen Tischrede in Ferrieres 1871, die Bedeutung des Christentums für sich selbst gezeichnet, diente ich dem Kaiser keine Stunde mehr. Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Orden und Titel reizen mich nicht; der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist, sonst wäre ich von Natur Republikaner. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut." Ein Selbstbekenntnis von wunderbarer Größe! Auch das gewaltige Wollen dieses Heros ist, so dürfen wir nach diesen Worten wohl sagen, Wollen des Guten und damit positiv schaffendes Wollen erst geworden durch den Glauben. Der Glaube ist die Kraft der Tugend, der Pflicht, des Berufs, und dies dadurch, daß er dem Menschen die Ewigkeit und die Verantwortlichkeit vor Gott nahebringt.

Auch hier also sehen wir, daß das höchste Gut, das der Glaube erhofft, das ewige Leben, in der praktischen Frömmigkeit zurücktritt hinter der Erfahrung vom Werte des Christentums für dieses Leben mit seinen Aufgaben und Kämpfen, seinen Versuchungen und Gefahren. Diese Erfahrung verleiht dem Glauben seine Beziehung zum Leben in dieser Welt. Und um dieser Erfahrung eines Zuwachses an sittlicher Kraft, Freiheit, Opferwilligkeit und Pflichttreue willen lohnt es, ein Christ zu sein. Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden (Jes. 40, 31). Foerster

---

Die Predigt von der Sündenvergebung in der Gegenwart

1

In dem Artikel „Moderne Predigt" in Nummer 13 der Christlichen Welt erzählt ein Prediger von Gewissensbissen, die er nach seiner Predigt gehabt, weil sie keine — moderne gewesen. Sie hatte von der Sündenvergebung gehandelt, und er hatte sehen müssen, wie sie notorischen und unbußfertigen Sündern zur Selbstbeschwichtigung geholfen. Ja, er hatte sich sagen müssen, daß sie gegenüber seinen sämtlichen Zuhörern nicht am Platze gewesen war. Denn diese waren Alle in bösen Gewohnheiten

befestigte Sünder, wohl kirchlich fromm und mit dem konventionellen Bedürfnis, mit Gott im Reinen zu sein; aber kein Einziger unter ihnen, der unter seiner Schuld nach Vergebung geseufzt hätte. Nächstens aber will er modern predigen, über den Text und das Thema: „Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen." — Dies Erlebnis ist ihm typisch geworden. Er sieht einen Grund für die Wirkungslosigkeit unsrer Predigt, und zwar ebensowohl der von der alten Theologie wie der von der modernen geleiteten, darin, daß sie die Vergebung der Sünde predigt, wo die Zuhörer doch nicht mehr Leute sind, die wie Paulus und Luther und ihre Zeitgenossen unter der Last ihrer Schuld und Gewissensqualen erliegen, sondern moderne Leute mit moderner Indolenz, wo heut unter Hundert oder Tausend kaum Einem Ewigkeit und Gericht lebendig in sein Leben hineinragt und die Qual unvergebner Schuld erweckt, und wo deshalb die Predigt von der Gnade nicht mehr wie damals neue Menschen machen kann. Darum „predige Buße! das ist Gnade für unser Geschlecht!"

Ich achte den Ernst, mit dem hier die Sorge um die rechte Wirkung der Predigt spricht. Ich freue mich dessen, daß hier ein Punkt angegriffen ist, der außerhalb des Streits um die objektiven Dogmen liegt. Ich gebe rundweg zu, daß Paulus und Luthers Schuldbewußtsein nicht die Signatur der Gegenwart ist. Aber damit ist die pessimistische Beurteilung, die geübt, und die Losung, die ausgegeben wird, nicht gerechtfertigt.

Nur in Einem gebe ich dem Prediger, der künftig anders predigen will, unbedingt Recht. Er hat allerdings allen Anlaß zu Gewissensbissen gehabt. Aber nicht, weil er keine moderne, sondern weil er eine moderne Predigt gehalten. Denn er hat nach Allem, was er sagt, es unterlassen, das zu thun, was die Alten bei der Predigt von der Vergebung stets gethan haben, es deutlich zu machen, daß eben der Gott, der ein verzehrendes Feuer ist und sein Gesetz unverbrüchlich will gehalten haben, ohne sich selbst zu verleugnen, durch Christus vergiebt, und daß nur der Glaube sich der Vergebung trösten darf, der von aufrichtiger Buße begleitet ist, vom Schmerz über die Sünde selbst und vom Verlangen, nicht nur von der Strafe, sondern von der Sünde selbst frei zu werden. Sonst hätte er sich nicht vorwerfen müssen, daß er jenen indolenten Leuten ein Recht gegeben, ihr Gewissen mit dem Glauben an die Sündenvergebung einzulullen.

Umgekehrt war an seinen Zuhörern, wie er sie schildert, nichts spezifisch Modernes. Schon früh klagt Luther:

> Darum wäre es gut, wenns also könnte sein, daß man das Evangelium allein predigt an dem Ort, da solche blöde und erschrockne Gewissen wären. Man kanns aber nicht thun, darum geschiehts auch, daß es so wenig Frucht bringt — denn über diese rechtschaffnen Schüler hat es auch viele Andre, die weder Gewissen noch Herz haben. Erl. A. 11², 276.

Kirchlich fromm, mit dem konventionellen Wunsch, mit Gott im Reinen zu sein, dabei sittlich indolent — solche giebt es, wo kirchliche Sitte eine Macht ist, zu allen Zeiten in Menge. Daß die Gedanken an Ewigkeit und Gericht zur Reformationszeit mehr im Vordergrunde standen als heute, hat die sittliche Indolenz kaum in größerm Umfang aufgerüttelt, als es heute der Fall ist, sondern hat die Praxis gesteigert, die sich gegen diese unheimlichen Gedanken durch sittlich wertlose, kirchliche Leistungen zu sichern suchte. Man darf getrost sagen, daß das allgemeine sittliche Bewußtsein heute regsamer und feiner ist.

Ebenso wenig neu ist aber auch die pessimistische Beurteilung der Kirchgänger, als gäbe es gar keine unruhigen Gewissen unter ihnen, und die Meinung, was vor allem not thue, sei: durch Erwecken der Gewissen mittelst energischer Predigt des Gerichts und der Buße für den Samen des Evangeliums von der Gnade erst einmal den Acker zu bestellen. Wie oft habe ich sie gehört, seit ich über dergleichen Dinge denke, seit mehr wie dreißig Jahren. Ihre weite Verbreitung setzt auch ein sie bekämpfendes Buch voraus, das 1869 erschienen ist, und das in der Frage, warum unsre Predigten so wenig wirken, recht viel Beherzigenswertes sagt.*) Die Versuchung zu ihr hat von jeher jedem eifrigen

*) Betrachtungen über die Predigtweise und geistliche Amtsführung unsrer Zeit von Theodor Weber. Barmen, Hugo Klein. 1880 zum zweitenmale herausgegeben von Fabri.

Prediger, der Frucht seiner Arbeit zu sehen wünscht, nahe gelegen. Und doch ist sie vom Uebel.

Sie beraubt erstlich eine Anzahl von Kirchgängern dessen, was sie ein gutes Recht haben von der Predigt zu erwarten. Und wenn wirklich nur Einer unter Hundert oder Tausend wäre, bei dem die Voraussetzung für die Predigt von der Vergebung zutrifft, so ist dieser Eine der, für den der Prediger vor allem da ist. Dieser soll und darf sich nicht als einen Missionar unter Heiden wissen oder als etwas Aehnliches, sondern als den Mund der Gemeinde, die auf das Evangelium von der Vergebung gegründet ist — denn die Vergebung schließt Alles ein, was wir als Christen von Gott haben und erwarten; wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit — und die in den Gottesdienst kommt, um in diesem Erbauung zu finden. Und wenn er das vergißt, so mahnt ihn jedes Lied, das er singen läßt, jedes Gebet, zu dem er die Kirchgänger auffordert, daran. Sie alle sprechen ja aus, was fromme, gläubige Herzen erfüllt. Und auch von der Mehrzahl der Texte gilt es, daß sie eine gläubige Gemeinde voraussetzen. Darum ist der Gottesdienst und mit ihm die Predigt in erster Linie für den Einen da. Oder ist das graue Theorie und verstiegne Prinzipienreiterei? Nun, ich wollte lieber die Verantwortung dafür tragen, daß ich die Indolenten hätte müssen indolent lassen, als dafür, daß ich eine einzige hungrige Seele ungesättigt gelassen. Und ich denke, daß ich Luk. 15, 7 für mich habe.

Aber jenes pessimistische Urteil hat nicht Recht. Bei ihm sind über dem wohlmeinenden, aber ungeduldigen Eifer Glaube und Liebe nicht zu Wort gekommen.

Nicht der Glaube; denn er darf dem Worte Gottes, das auch unter uns reichlich im Schwange geht, einen so kläglichen Mißerfolg nicht zutrauen. Es bleibt bei den Worten der Apologie 4, 9:

> Es läßt sich oft ansehen, als sei keine Kirche; . . dagegen, daß wir nicht zweifeln, sondern fest und gänzlich glauben . . . daß eine christliche Kirche auf Erden lebe und sei, die Christi Braut sei, obwohl der gottlose Haufe mehr und größer ist, daß auch der Herr Christus hier auf Erden in dem Haufen, der Kirche heißt, täglich wirke, Sünde vergebe, täglich das Gebet erhöre u. s. w. . . . so ist der tröstliche Artikel im Glauben gesetzt: ich glaube eine gemeine christliche Kirche.

Und so viel ist sicher: wenn man den Erfolg der bisherigen Predigt unter uns, die trotz aller Gebrechen doch die Verheißungen und die Forderungen des Neuen Testaments zum Ausdruck gebracht hat, so gering anschlägt, so wird die Freudigkeit nicht lange anhalten, mit der man sich von einer angemessneren Weise der Predigt größern Erfolg verspricht.

Ebenso wenig ist bei jenem Urteil die Liebe zu Wort gekommen; denn es geht nach der Schablone der Regel, als ob dem Glauben an die Vergebung Gewissensschrecken von der Intensität voraufgehen müßten, wie die, die Luther empfunden hat. Die Liebe aber urteilt nicht nach der Schablone, sondern sucht und weiß Jeden in seiner besondern Art und aus seinen besondern Bedingungen zu verstehen. Und vor allem sollten wir Theologen uns vor so pessimistischem Urteil hüten, denn dies wird in unserm Munde doch immer zu einer unberechtigten Ueberhebung über die Laien, denen wir dann als Bußprediger gegenübertreten wollen. Wir sind doch auch Kinder unsrer Zeit und stehen unter dem Einfluß ihrer Geistesart. Ist diese so, wie sie in Nummer 13 geschildert wird, wie sollten wir dann eine solche Ausnahme bilden, daß der Aufruf zur Predigt des Gerichts und der Buße sich generell an uns wenden dürfte. Können wir auch vermöge der theologischen Bildung Luthers Seelenzustand nachempfinden, so heißt doch das noch lange nicht, ihn wirklich erleben. Daß das allgemein geschehe, darauf hat auch Luther bei seinen Zeitgenossen nicht gerechnet. Er hat es selbst oft ausgesprochen, daß nur Wenige durch solche Gemütserschütterungen wie die seinigen hindurchgeführt werden. Nicht einmal Melanchthon verrät Etwas davon, daß er solche Stürme durchgemacht. In der That sind schon Luthers schwermütiges Temperament und die Klosterzelle besondre Faktoren, die nicht außer Anschlag bleiben dürfen. Vor allem aber kommt die Veränderung der ganzen geistigen Situation in Betracht. Damals galten gehäufte eigne Leistungen als der Weg, sich die Huld Gottes zu erwerben und mit ihr die Anwartschaft auf das ewige Leben. In solchem Streben waren

die Einen sicher und gerieten die Andern in Verzweiflung. Heute ist die Kunde von der Vergebung oder der freien Gnade Gottes, die nicht verdient werden kann und nicht verdient werden braucht, Jedem von Jugend auf geläufig. Bewirkt dies bei den Einen, daß sie im Gedanken an Gottes vermeintliche Nachsicht glauben, es mit der Erfüllung seiner Forderungen nicht streng nehmen zu müssen, so giebt es doch auch bei denen, die mit sittlichem Ernst nach der Heiligung ringen und dabei das volle Bewußtsein des Abstandes zwischen dem Sollen und dem Sein haben, dem Bewußtsein dieser Unzulänglichkeit ein andres Gepräge. Es kann nun nicht als das intensive Gefühl der Verlorenheit auftreten, das der Schiffbruch der auf das eigne Verdienen des Heils gerichteten Anstrengungen herbeiführte. Statt als Verzweiflung wird es sich in der Regel als Mißtrauen oder als Mangel an Vertrauen zu Gott gestalten. Statt momentan die Seele zu überfallen, wird es wie ein dumpfer Druck stetig auf ihr lasten und ihr die Freudigkeit des Aufschwungs zu Gott lähmen. Auch daß der Gedanke an Gericht und Ewigkeit nicht mehr mit so elementarer Gewalt in das Leben der heutigen evangelischen Christen hineinragt, erklärt sich aus der durch die Reformation geschaffnen Veränderung der geistigen Situation. Wo die sittliche Arbeit an der Welt, auch die im weltlichen Beruf, als Arbeit für das ewige Gottesreich und als die rechte Vorbereitung für das ewige Leben gilt, da muß in dieser Hinsicht die Empfindung eine andre sein, als wo alle auf die Welt bezüglichen Bestrebungen letztlich als Hindernis für die Erreichung des ewigen Zieles gelten. Fällt damit gewiß für Viele ein sehr heilsamer Zügel und Sporn fort, so ist doch das Gefühl der Verantwortlichkeit vor dem gegenwärtigen Gott und das Bewußtsein um den alleinigen Wert der ihrer Art nach unvergänglichen, der sittlichen Güter, das bei den ernsten evangelischen Christen an die Stelle jener elementaren Empfindungen getreten ist, deshalb nicht weniger wertvoll, weil es ein ruhigeres, ein weniger aufgeregtes Gepräge an sich trägt. Wenn man diese Umstände in Anschlag bringt, so wird der Blick der Liebe doch mehr als je Einen unter Hundert oder Tausend entdecken, der in der innerlichen Verfassung ist, für die das Evangelium von der Vergebung die Quelle echt christlicher Freudigkeit und Kraft wird.

Am wenigsten ist jedenfalls eine Bußpredigt, die mit den Schrecken des Gerichts zu wirken sucht, das Mittel, um die Indolenten in eine Verfassung zu setzen, in der man ihnen die Predigt von der Vergebung nicht mehr vorzuenthalten braucht. Wie viele Prediger haben denn überhaupt die Gabe, erschütternd reden zu können! Das Eifern, Schelten, Drohen thuts nicht; das prallt wirkungslos an den Gemütern ab oder verhärtet sie nur noch mehr. Vollends in einer geistigen Atmosphäre, zu deren Bestandteilen die Ueberzeugung von Gott als dem Gott nicht des bloßen Gesetzes und der Vergeltung, sondern der Gnade gehört, kann die bloße Gerichtspredigt auf stumpfe Gewissen gar nicht den Eindruck machen, den sie unter andern Bedingungen wohl erreicht. Wohl aber ist sie und die sie leitende Anschauung, daß die Empfindung intensivsten Sündenschmerzes die Vorbedingung für den Gewinn der Vergebung sei, geeignet, die unruhigen Gewissen auf die Folterbank zu bringen; denn diese werden, indem sie sich nach dem Maßstab jener Forderung prüfen, immer die Empfindung haben, daß sie bei ihnen noch lange nicht erfüllt ist. Aber auch die erschütterndste Predigt von Gericht und Ewigkeit vermag für sich noch nicht wahre Buße zu erwecken. Muß diese aus Ehrfurcht und Liebe gegenüber dem Guten selbst erwachsen, so bedarf es zu ihr vor allem einer Predigt, die die Herrlichkeit und Hoheit des Guten, seine ebensowohl erhebende wie verpflichtende Kraft zu lebendigem Bewußtsein zu bringen vermag. Nur im Zusammenhang mit einer solchen Predigt ist die vom Gericht imstande, die Regungen echter Reue, die aus jener erwachsen, zu steigern. Was sie für sich wirken kann, ist nicht mehr als die Angst des natürlichen Menschen, und die hält nicht lange vor. Vollends stumpft sie durch Wiederholung rasch die Eindrücke ab, die sie hervorgerufen. Ja nicht Wenigen ist es geradezu ein Genuß, periodisch sich so erschüttern zu lassen. Der Zulauf, dessen eindrucksvolle Bußprediger sich erfreuen, ist eine Bestätigung für Aristoteles Lehre von der Katharsis, daß eine expresse Erregung an sich widriger Affekte etwas Wohlthuendes habe.

2

Wie soll nun aber die Predigt den kirchlich frommen Kirchgängern von heute — denn nur um diese, nicht um die theoretisch Zweifelnden handelt es sich hier — das Evangelium von der Vergebung verkündigen, damit es an ihnen seine echte Wirkung haben, Trieb und Kraft zu neuem Leben erwecken könne? Es gilt vor allem, die Predigt von der Vergebung nicht so enge zu spannen, als hätte sie nur den einen Gedanken auszusprechen, durch den ein geängstetes Gewissen Frieden gewinnt, den der verzeihenden Gnade. Bedeutet doch die Vergebung mehr als die Entledigung von der drückenden Last der Schuld, oder besser, wird doch der Sinn dieser Entledigung erst deutlich, wenn sie in ihren beabsichtigten Folgen, wenn sie als die Erhebung in ein neues positives Leben der Wechselbeziehung mit Gott verstanden wird, als die Erhebung in das Leben eines Gotteskindes, das Gott, seine Lebensaufgabe und die ganze Welt in neuem Lichte sieht und ihnen mit neuem Sinn und Mut gegenübersteht. Die Regungen, in denen der Friede der Vergebung oder das gute Gewissen, das sie giebt, erst seine Wirklichkeit gewinnt, sind das ehrfurchtsvolle Vertrauen, mit dem ein Gotteskind zu dem Vater Jesu Christi, dem vollendeten Charakter zuvorkommender, sittlicher, erziehender Liebe aufschaut, sind die Demut, Dankbarkeit und Zufriedenheit, die Ergebung und Geduld, der sorg- und furchtlose Mut und die getroste Hoffnung, mit der es Alles, was ihm von der Welt her begegnet, Leiden und Tod eingeschlossen, auf die leitende, segnende, erziehende, helfende, schirmende Hand des himmlischen Vaters bezieht, sind die Freudigkeit, mit der es die Verklärung in das Bild der sittlichen Vollkommenheit Gottes und die Teilnahme an seinem Reich der Liebe und Heiligkeit als das eigne köstliche Lebensziel und zwar nicht nur als das von Gott herbeizuführende Ziel der Hoffnung, sondern auch als das Ziel eignen selbstthätigen Strebens begrüßt. Dann darf aber die Predigt von der Vergebung sich nicht mit dem Hinweis auf die in Jesus verbürgte Vergebung begnügen und von dem Trost, den sie gewährt, alles Uebrige erwarten, sondern sie muß immer irgendwie die ganze neue Gottes-, Welt- und Lebensanschauung zum Ausdruck bringen, die das Leben im Stande der Vergebung leiten muß. Nur dann kann der Glaube an diese sich wirklich als die Kraft des neuen Lebens bewähren, wenn die Gedanken, die den Willen in eine neue Richtung treiben und ihn mit Kraftgefühl erfüllen, ihm deutlich genug ins Bewußtsein treten, um sich gegenüber entgegengesetzten Antrieben als die leitenden behaupten zu können. In diesem Zusammenhang behalten denn auch, wie Jesu und Pauli Lehrweise zeigt, die Gedanken ihre Stelle, daß unser Gott ein verzehrendes Feuer ist, daß er von dem Ernst seiner Forderungen sich Nichts abdringen läßt, und daß Aller das Gericht wartet. Objektiv; denn die Seligkeit, die der Gott der Gnade uns zudenkt, ist nicht ein Glück, wie es unsre natürlichen Wünsche sich ausmalen, sondern das sittliche Ziel der Aehnlichkeit mit ihm und der Teilnahme an seinem Reich, das den Sieg behalten muß in seiner Welt, und in das Niemand eingehen kann, der nicht mit Ernst und Erfolg nach ihm getrachtet hat. Subjektiv; denn auch wer dies gottgesetzte Ziel mit Freuden als das Ziel wahren Lebens ergriffen hat, wird es doch immer in seiner Empfindung von den Zielen seines natürlichen Willens als ein solches, das mit unbedingtem Recht über ihm steht, unterscheiden und wird die einzelnen Schritte auf dem Wege zu ihm, den Gott ihn führt, nur zu oft sich in der Empfindung abzuringen haben, daß sie wohl notwendig, aber nicht selig sind, bis er auch hinsichtlich ihrer die Erfahrung macht, daß der scheinbare Lebensverlust sich immer als unmittelbarer Lebensgewinn herausstellt. Er muß daher sein Ziel stets als den unverbrüchlichen Willen Gottes vor Augen haben. Und auch dessen bedarf er, daß er durch den Gedanken an den Ernst des Gerichtes sich vor der Gefahr bewahre, die Richtung auf das Ziel zu verlieren. Denn diese liegt Jedem bei der Beschaffenheit seiner Natur und in den Versuchungen der Welt nahe genug. Das ist nun aber auch erst

der Zusammenhang, in dem der Gedanke, daß Gott ein verzehrendes Feuer ist, Besseres vermag, als die Angst zu erzeugen, die den innerlich widerstrebenden Willen zu äußerlichem Gehorsam bringt, und in dem er wirklich das Gewissen wachzuhalten und zu schärfen vermag. Denn er stellt uns Gott nicht mehr in das Licht einer unheimlichen Macht, die ihre zufällige Satzung gewaltsam zur Geltung bringt, sondern besagt, daß der Gott, dessen sittlicher Charakter unsre Ehrfurcht wie unser Vertrauen auf sich zieht, und der uns um so mehr innerlich zu verpflichten und zu beugen wie zu erheben vermag, als seine Wirklichkeit uns in Christi Charakter und Lebenswerk entgegentritt, daß dieser Gott sich in der Liebe treu bleibt, in der er Quell und Urbild wahren Lebens für uns ist.

Es kommt ferner darauf an, den Punkt zu treffen, auf dem solche vollständige und deutliche Predigt von der Vergebung heute einsetzen muß, um mit dem Innenleben der Zuhörer in lebendige Berührung zu kommen. Das muß allerdings ein andrer sein als der, an dem die Reformation einsetzte und einsetzen mußte. Hatte sie es mit Leuten zu thun, die durch gehäufte Leistungen sich die Huld Gottes und damit vor allem den Himmel zu sichern suchten, so war der gewiesene Punkt das schon vorhandne oder erst zu erweckende Bewußtsein von der Unzulänglichkeit aller Leistungen zu diesem Zwecke. Heute, wo Niemand jenem Wahne huldigt, ist es das, sei es schon rege, sei es erst lebendig zu machende Bedürfnis nach den Gütern des Heils, die die Gnade Gottes gewährt, wie sie, obwohl ihrer Art nach unvergänglich und der künftigen Vollendung wartend, doch schon hier dem Glauben zu teil werden.

Das gilt zunächst schon dem unruhigen Gewissen gegenüber. Wo heute Schuldgefühl unter uns schon lebendig ist, da läßt es nicht sowohl vor dem als unmittelbar bevorstehend empfundnen Richterspruch verzagen: das pflegt erst der Fall zu sein, wo Jemand sich direkt vor den Tod gestellt sieht. Sondern es hindert den freudigen Aufschwung des Glaubens zu Gott in den konkreten Beziehungen des gegenwärtigen Lebens, im Ergehen und Thun. Daß er der Versöhnung mit Gott entbehrt oder sie noch nicht ganz ergriffen hat und daher ihrer vollern Aneignung bedarf, dies erlebt der heutige Mensch, dem der Gottesgedanke eine wirksame Realität geworden, darin, daß er sich ohne Gott in der Welt findet, daß er über den Druck des Leidens sich nicht zu erheben, nicht Geduld und Ergebung zu gewinnen vermag, auch wenn es ihm nicht gerade wie so oft wegen des realen Zusammenhangs oder der ideellen Kongruenz desselben mit seiner Sünde als verdiente Strafe Gottes fühlbar wird, daß er zu kindlich vertrauensvollem Gebet nicht das Herz hat; daß er mit Sorge und Furcht dem entgegensieht, was die Zukunft in ihrem dunkeln Schoße birgt; daß er seine Lebenspflichten als eine drückende Last empfindet, seine gottgewiesene Arbeit ohne Freudigkeit und Mut ableistet. Dieses Elend eines Lebens ohne Gott in der Welt zu lebendiger Anschauung und Empfindung zu bringen und es als die Erscheinung der Feindschaft zwischen Gott und dem Sünder verständlich zu machen und dann zu zeigen, wie die in Christus erschlossene und verbürgte Vergebung dies Elend in Leben und Seligkeit verwandelt, das ist der durch die geistige Situation der Gegenwart gewiesene Weg für die Predigt der Vergebung.

Aber auch den Indolenten gegenüber ist dies der Punkt, wo der Hebel angesetzt werden muß. Das Bedürfnis, in dieser Welt der Uebel des Schutzes und der Hilfe Gottes nicht zu entbehren, ist auch in ihnen noch rege oder relativ leicht zu erwecken. Und es ist nun nicht zu befürchten, daß die Predigt von jenen Gütern sie erst recht sicher machen werde. Wer dem sittlichen Ernst der göttlichen Forderungen sich verschließt, für den sind die Güter, die das Leben eines Gotteskindes reich machen, kein Gegenstand, nach dem er greift. Für ihn ist es etwas ganz Andres als Leben und Seligkeit, im Dienst der Liebe aufzugehen oder von Gott sich durch Leiden läutern und befestigen zu lassen. Wohl aber ist die Predigt von diesen Gütern das Mittel, ihnen das Gewissen zu schärfen. Nur an der Anschauung von dem Leben der Gotteskinder kann es ihnen aufgehen, daß es ein höherwertiges Leben giebt, als das, was sie begehren, und daß es nicht in ihrem Belieben steht, ob sie sich dafür entscheiden wollen oder nicht, sondern daß es auch ihre unverbrüchliche Bestimmung ist.

J Gottschick

Der neunte Evangelisch-soziale Kongreß

Vom 1. bis 3. Juni tagte in Berlin der Evangelisch-soziale Kongreß. Der Bann, der seit den letzten Jahren über dem Kongreß lagerte, scheint etwas gehoben zu sein. Wenn auch die Beteiligung nicht die lebendige und allgemeine war, wie sie ein schönes Vorrecht früherer Kongresse, namentlich in Frankfurt und Stuttgart, gewesen ist, so hatte doch die Stimmung, die den Kongreß durchwehte, die elementare einfache Empfindung der Begeisterung und Arbeitslust sich bewahrt. Auch der Draht zu den Staatsbehörden, der abgebrochen schien, war wieder, wenn auch vielleicht einstweilen nur lose, geknüpft. Drei Ministerien und das Berliner Konsistorium waren vertreten, auch der Oberkirchenrat hatte einen papiernen Gruß entsandt. Daß die Beteiligung am ersten Tage geringer war — am zweiten Tage erhob sie sich zu ihrer frühern Höhe —, lag vielfach auch in zufälligen widrigen Verhältnissen begründet. Adolf Wagner nötigten Familienverhältnisse zur Reise, Naumann und Genossen hielten Agitationsreisen für die bevorstehende Reichstagswahl von Berlin fern. Andre Vereinigungen tagten gleichzeitig mit dem Kongreß. Trotzdem durchzog das Herz aller Beteiligten die Hoffnung einer glücklichen Zukunft des Kongresses, und oft war es uns zu Mute, als ob er erst noch am Anfang seiner Laufbahn stünde, als ob es ihm fernerhin immer mehr gelingen werde, an seinem Teile das Erbe der kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1890 zu heben und das verlorne Kleinod sozialen Friedens und sozialer, neidloser Gesinnung unserm Volke wiedergewinnen zu helfen.*)

Unter dieser Stimmung stand auch des Kongresses verehrter Vorsitzender, Landesökonomierat Nobbe, als er am Morgen des 2. Juni nach dem aus tiefem Herzen quellenden Gebete Ruckteschells den Kongreß begrüßte und dem ersten Redner, Privatdozent Lic. Lezius, das Wort erteilte. Lezius' Vortrag über Luthers soziale Gedanken war wissenschaftlich betrachtet die höchste Leistung des diesjährigen Kongresses. Wie Harnack mit Recht hervorhob, war es der ungekämmte Luther mit all seinen Ecken, Kanten, Schroffheiten und bewußt gewollten Einseitigkeiten, den Lezius schilderte. Die schwerste Aufgabe hatte der Redner, als es galt, den sozialen Luther verständlich zu machen in den ersten, schicksalsreichen Tagen von 1525, in denen er den sozial klingenden, praktisch durch und durch antisozialen Schwärmereien revolutionärer Massen entgegentrat. Während die rote und schwarze Internationale leidenschaftlich, als ob er noch mitten unter uns lebte, den Luther dieser Tage, den feilen Fürstenknecht, in den Schmutz zu ziehen trachtet, war es ein weihevoller Augenblick, als es dem Redner gelang, sonnenklar die Gedankenwelt Luthers in ihrer sozialen Reinheit zu entfalten, der die Ideale der Revolution für das irdische Weltreich als utopisch verwarf, für den Glauben aber rettete das Recht der Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit. Aufrichtig war auf allen Seiten der Dank, mit dem man den drei Resolutionen zustimmte,

---

*) Ueber den äußern Erfolg des jüngsten Evangelisch-sozialen Kongresses werden die Urteile je nach Stellung, Stimmung und Erfahrung der Urteilenden naturgemäß sehr verschieden ausfallen. Ein billiger Beobachter wird vor allen Dingen den Vergleich ziehen mit dem letzten Berliner Kongreß von 1893. Damals sprachen Kaftan, Cronemeyer, Braun und Stöcker. Die Zahl der Teilnehmer war damals nicht größer wie in diesem Jahre. Bedenkt man, daß Stöcker und seine Berliner Freunde diesmal fehlten, so wächst die Bedeutung der diesmal erreichten Teilnehmerzahl. Auch mit Leipzig 1897 kann die heurige Tagung in Berlin sich getrost messen, nach Teilnahme und Stimmung. — — Die Berichterstattung mußte ich aus naheliegendem Grunde diesmal in andre Hände legen. Es freut mich, daß der Freund, der den Auftrag übernommen hat, vor allem auch darauf bedacht gewesen ist, mich zu korrigiren. Wenn ich einen zweiten eben noch vor Thorschluß eingegangnen Artikel von Professor Paulsen auch mit zum Abdruck bringe, so thue ich das, weil des Herrn Verfassers Meinung für Jedermann von besonderm Interesse sein wird. — — Die Spezialkonferenz der Frauengruppe wird noch in einem besondern Artikel gewürdigt werden.

D H

denen Lezius, Harnack und Nobbe vereint Ausdruck und Fassung gegeben hatten.

Mit Stiedas Vortrag über geschichtliche, gegenwärtige und zukünftige Arbeiterorganisationen verließ der Kongreß das geschichtliche Gebiet der Vergangenheit und wandte sich den Aufgaben zu, die die Gegenwart uns stellt. Es ist ein schon viel erörtertes, vielfach leidenschaftlich bekämpftes, öfters noch leidenschaftlicher erkämpftes Ziel, dem Referent das Wort redet. Für den Kongreß handelte es sich darum, zum Verlangen der Arbeiter nach freier Koalition Stellung zu nehmen. Eine so recht freudige Stimmung wollte lange nicht aufkommen. Stieda verteilte Licht und Schatten gerade nicht ungerecht, die Gefahren des Arbeiterterrorismus, die schädlichen Folgen der englischen Gewerkvereine hob er gebührend hervor; aber im allgemeinen überwog in seinen Gedankenreihen doch mehr die Neigung, den Vorteil einer freien Arbeiterorganisation höher zu schätzen, als die Gefahren, die dem Staatswesen aus einer schrankenlosen Arbeiterorganisation erwachsen, in ihrer Bedeutung unbefangen zu würdigen. Die rechte Stimmung kam erst in die Versammlung durch Delbrücks frische, aus dem vollen Leben der wirklichen Erfahrung gegriffne Darstellung des vorliegenden sozialen Problems. Wenn ihm auch Gregory scharf widersprach und mit apodiktischer Gewißheit die Ungefährlichkeit des gewerkvereinlichen Ausbaues der Arbeiterorganisation mit völliger Verkennung des gewissenlosen Demagogentums und des staatlichen Risikos behauptete, so kam man doch nicht über den Eindruck hinaus, daß Delbrück den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Auch Delbrück trat für die freie Organisation ein; aber mit Recht forderte er gesetzliche Kautelen für ein mit gesetzlicher Exekutivgewalt versehenes Schiedsgericht, dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer unterworfen sind. Es war Vielen aus der Seele gesprochen, als Delbrück den Nachweis führte, daß England trotz seiner Gewerkvereine dem sozialen Frieden ebenso fern stünde wie Deutschland, daß das Zugeständnis der Gewerkvereine lediglich eine Sache der Billigkeit sein könne, aber kein absolutes Heilmittel für soziale Gebrechen. Aus dieser Stimmung heraus entstand die Resolution des Kongresses, die die Entscheidung für das Recht der Arbeiter auf Organisation festlegte, sich aber nicht gegen die Gefahren, die aus der Entfesselung eines wilden, zügellosen Demagogentums entstehen, verschloß.

In Martens Festsälen war am Abend des 2. Juni eine höchst animirte Versammlung aus allen Ständen der Gesellschaft vereinigt. Nobbe, Kirmß, Gierke, Arndt sprachen manch treffliches, herzliches Wort. Auch die innigen, schlichten Volksweisen, die in den Liedern des Kirchenchors der Jerusalemskirche glücklich dem herrschenden Gemütsempfinden der Versammlung entgegenkamen, fanden in Aller Herzen ein dankbares Echo. Den Höhepunkt des Abends aber bildete Hoensbroechs Begrüßungsrede an den Evangelisch-sozialen Kongreß. Im Namen des Evangelischen Bundes, der Presse und im eignen Namen hieß er uns willkommen. Männlich kühn, fromm und frei, wie man es von einem deutschen Manne nicht anders erwarten soll, und doch bescheiden erhob er seine Stimme, um den Kongreß zu warnen: Hüte dich vor Umgarnung, mag auch die schwarze Internationale sich zeitweilig noch so sozial geberden, ihre Ideale sind nicht sozial, sie liegen jenseits der Berge.

Am Morgen des 3. Juni führte Rades mit großer Spannung erwarteter Vortrag in das Gebiet des modernen Arbeiterproblems. Man muß sich die historische Thatsache in die Erinnerung rufen, daß die religiös-ethische Gedankenwelt der sozialdemokratischen Arbeiterwelt seit Jahrzehnten die wichtigste Quelle aller Vorwürfe ist, die dem Sozialistengesetz und der gesamten litterarischen wie staatlichen Bekämpfung der Sozialdemokratie ihre wirksamsten Waffen geliefert hat und noch heute liefert. Es war deshalb ein sehr ernstes Unternehmen des Kongresses, dieser Weltanschauung einmal auf den Grund zu gehen und sie auf ihren religiösen und sittlichen Wert zu prüfen. Ob diese Aufgabe richtig gestellt, ob sie überhaupt in dem engen Rahmen eines Vortrags zu lösen war, darüber läßt sich streiten. Was Rade geboten hat, das war ein auf bisher unveröffentlichtem Material aufgebautes Bild eines teilweise grandios anmutenden Idealismus, der in dem Ringen und Emporstreben einzelner tüchtiger Arbeiter zum Ausdruck kommt, deren Standesbewußtsein von glühendem Bildungsdurst genährt, oft aber auch von vielfach krankhafter Reizbarkeit und herber, oft geradezu pharisäischer Unerbittlichkeit durchzogen ist. Die dämonische Kunst, Wahrheiten auf ihre Spitze zu treiben und dadurch in ihr Gegenteil zu verkehren, trat dadurch in die Erscheinung, daß Rade auch Aeußerungen von Arbeitern verlas, die so flach, so läppisch waren, daß sie ein verständiger Mensch wohl einmal als gelegentlichen Klatsch anhört, aber ernster Beachtung nicht wert erachtet. Wenn man die Stimmung des Kongresses als Kriterium des Erfolges gelten läßt, so bedeutete Rades Vortrag den Höhepunkt der ganzen Tagung. Der Eindruck war so überwältigend, daß langanhaltender, nicht endenwollender Beifall den Saal durchbrauste. Vieler Augen kämpften mit der ehrlichen Mannesthräne, da man tief den sozialen Zwiespalt fühlte, der unserm Volke die gesunde Einmütigkeit gemeinsamen religiösen und sittlichen Fühlens geraubt hat. Solange Harnack in der Debatte redete und warnte, das geschaute Bild allzusehr zu verallgemeinern, war es ein Fortschreiten auf gleicher Höhe. Mit Recht betonte er, daß man in der materialistischen Weltanschauung des Arbeiterstandes die letzte Auflage der überwundnen Rousseauschen Naturschwärmerei, andrerseits aber in dem Streben nach reiner, unverfälschter Wahrheit ein gut Stück echten Protestantismus und gesunden Puritanismus zu erblicken habe. Alle folgenden Redner identifizirten sich wesentlich mit Rade und Harnack. Da aber die Zeit schon zu weit vorgerückt war, so schnitt der notwendig gewordne Schluß der Debatte den Widerspruch ab, der nach dem erschütternden Eindruck des Vortrags erst Zeit zur Selbstbesinnung finden mußte.

Dadurch ist aber vielleicht der Radesche Vortrag um ein gutes Teil seiner Wirkung und Nachwirkung gekommen. Wenn es ja auch die Absicht eines jeden Streitsatzes ist, eine Wahrheit in etwas prägnanter Form aufzustellen, um den Widerspruch damit hervorzurufen, so wird doch die Polemik gegen den ganzen Evangelisch-sozialen Kongreß nicht ganz mit Unrecht gerade am Radeschen Vortrag einsetzen können. Derselbe hat nur die Gedankenwelt einzelner, wahrscheinlich besonders hervorragender Elemente geschildert. Was die Anerkennung und das Ansehen und die Achtung und die Ehrfurcht vor Jesus in weiten Arbeiterkreisen betrifft, so wissen Eingeweihte davon zu erzählen, daß nur die ganz gewöhnliche Furcht vor dem Strafgesetzbuch auch heute noch Viele davon abhält, öffentlich Jesum zu schmähen und noch einmal an das Kreuz zu schlagen. Mit dem berühmten Bildungsstreben der Arbeiterschaft ist es wahrscheinlich ebenso bestellt, wie in allen übrigen Ständen. Einzelne arbeiten rastlos; die Erfahrungen der christlichen wie der sozialdemokratischen Arbeitervereine lehren aber, daß die große Masse diesem Streben gleichgiltig gegenüber steht. Auch über die Anerkennung des Ideals der Nächstenliebe läßt sich streiten, denn wer im Suchen von Arbeitsnachweis nur einige Erfahrung besitzt, weiß, daß zu den ekelhaftesten Erscheinungen die oft herzlose Rücksichtslosigkeit gehört, mit der Vorarbeiter, die sich als soziale Redner und Führer bewundern lassen, ihre Untergebnen kleinlich schikaniren, ja sogar um das Brot bringen, gar nicht zu gedenken des Hochmuts, mit dem emporgekommne Streber auf ihre ehemaligen Genossen herabblicken. Daß die Beurteilung der religiös-ethischen Gedankenwelt, wie sie dem Bismarckischen Sozialistengesetz zu Grunde lag, auch heute noch ihre Berechtigung hat, ist doch eine Thatsache, an der man im Evangelisch-sozialen Kongreß ungestraft nicht vorübergehen wird. Als vor einigen Jahren ein bekannter Staatsanwalt die Sozialdemokratie beschuldigte, daß sie ihren Anhängern den Meineid empfehle, so war das eine harte und starke Beschuldigung, aber eine Beschuldigung, für die es insofern nicht so schwer wäre, den Beweis zu führen, als man induktiv eine Unzahl von Fällen würde aufführen können, wo die Masse die Lehren der Sozialdemokratie so verstanden hat. Vielleicht entsteht hier in Manchem die Frage, ob Theologen und Nationalökonomen (Juristen) ihrem ganzen Entwicklungsgang nach geeignet sind, die Frage nach der Bedeutung der Gedankenwelt unsrer Arbeiterschaft, die doch auch eine hervorragend politische Frage ist, zu beantworten. Theologen beurteilen politische Fragen leicht ausschließlich von dem

moralischen Standpunkt der Nächstenliebe aus, und nach Art der ungestümen Idealisten verlangen sie eine Verwirklichung der ethischen Ideale von heute auf morgen. Juristen fassen leicht eine politische Frage als eine theoretische Rechtskonstruktion auf, für die sie — Fiat iustitia pereat mundus — auch die Möglichkeit der Verwirklichung fordern. Der Realpolitiker aber urteilt ausschließlich nach dem, was in der wirklichen Welt möglich ist und Bismarcks Sozialpolitik hatte dadurch etwas mit Luthers sozialem Geist gemein, daß er die schwachen und heilbaren Stellen in der Existenz der Arbeiter erkannte, dagegen mit eiserner Gewalt die revolutionäre jesuitische Moral weiter Arbeitskreise als antisoziales Streben niederhielt. Denn klar ist, daß zwei Seelen in der modernen Arbeiterbewegung mit einander kämpfen. Die eine ist das Faustische Streben, wie es Rade meisterhaft geschildert hat, die andre tritt dem Richter, den Polizeibeamten und denen näher, die die Massen kennen lernen, deren Verwilderung in sozialistischen und anarchistischen Wühlereien ihren unheimlichsten Nährboden findet. Diese Seele ist der Mephisto, der in rotem, blutigem Gewande den Faust begleitet und gängelt, um mit bitterlich ernst gemeinter Zähigkeit den willenlosen, wenn auch widerstrebenden Faust im Sumpfe gemeinster Wollust und Sinnlichkeit untergehen zu lassen. Diese infernalische Seele in der Gedankenwelt des modernen Arbeiterstandes hat auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß keinen Ausdruck gefunden, und hier klafft eine Lücke.

Blicken wir zurück auf diese neunte Tagung. Ernste, treue und ehrliche Arbeit ist auf ihr geleistet worden. Reiche Belehrung haben alle Teilnehmer erfahren. Das Beste aber, das sie geben konnte, ist der frohe Glaube an das Recht des Kongresses, an die ehrliche, religiöse und sittliche Gesinnung seiner Teilnehmer und damit auch an die Rechtlichkeit unsers ganzen deutschen Volkes. Diese Rechtlichkeit ist noch eine reale Macht, und sie verbürgt uns die Zukunft des sozialen Gedankens. Wir alle gingen auseinander mit der aufs neue gefestigten Ueberzeugung, der Nobbe bei Eröffnung des Kongresses den glücklichen Ausdruck gab: „Der Evangelisch-soziale Kongreß wird seine Aufgabe erfüllen, wenn er seinem wissenschaftlichen Ernst, vaterländischen Sinn und seiner religiösen Ueberzeugung treu bleibt.“

Heinrich Reuß

Vom Evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin

Der Hauptvortrag des diesjährigen Kongresses war ohne Zweifel der, den der Herausgeber der Christlichen Welt über die religiösen und sittlichen Gedanken unsrer Industriearbeiter hielt. Mir klang, als ich ihn hörte, beständig ein Vers Rückerts ins Ohr:

> In dir ein edler Sklave ist,
> Dem du die Freiheit schuldig bist.

Was der Dichter dem Einzelnen zuruft, das rief dieser Vortrag dem deutschen Volke zu. Er brachte eine kleine Auswahl aus zahlreichen, dem Redner zur Verfügung gestellten brieflichen Aeußerungen, Aufzeichnungen, auf Anfragen erteilten Antworten von Arbeitern über religiöse und sittliche Fragen. Es trat dem Hörer darin viel ernstes Wahrheitsstreben entgegen, freilich vielfach gebunden durch die in jenen Kreisen konventionellen Gedanken. Doch zeigte sich hin und wieder auch ein Ringen nach selbständiger Einsicht und Gewißheit in den letzten und höchsten Fragen, das manchen akademisch Gebildeten beschämen könnte.

Ich glaube, unsre akademisch Gebildeten sind im allgemeinen geneigt, das geistige Leben der niedern Volksklassen zu unterschätzen. Man lernt als Gymnasiast alle gering schätzen, die nicht Latein und Griechisch können; man gewöhnt sich als Student, von Philistern und Knoten zu sprechen, und Manchem gelingt es wohl sein Leben lang nicht, aus der dummen Vorstellung herauszukommen, daß der gebildete Mensch mit der sogenannten akademischen Bildung anfange und aufhöre. Unter den freier Denkenden aber zieht gar Mancher aus der Stumpfheit und Geistlosigkeit, der er hier oder dort in seiner gebildeten Umgebung begegnet, unwillkürlich den Schluß: wie mag es erst

drunten in der Masse aussehen. Ich wünschte, daß alle, die so denken, diesen Vortrag gehört hätten oder ihn später im Protokoll, das die Mitteilungen in größerer Ausführlichkeit zu bringen verspricht, nachläsen. Und dazu alle diejenigen, die die Arbeiterbewegung der Gegenwart lediglich aus Neid, Gier und Genußsucht ableiten. Solche Antriebe sind gewiß auch dabei; aber daß nicht sie allein es sind, daß die eigentliche Kraft der Bewegung aus tiefern und edlern Regungen stammt, aus dem Streben nach geistigen Gütern, aus der Sehnsucht nach einer vollkommneren Lebensgestaltung, das drängte sich dem Hörer aus jenen Mitteilungen oft unwiderstehlich auf. In manchen Aeußerungen trat eine Bereitwilligkeit hervor, mit vollständigem Verzicht auf die persönlichen Interessen für Ideen einzutreten, für Wahrheit und Gerechtigkeit zu kämpfen und auch zu leiden, die von einer nicht gemeinen Kraft der Seele zeugte.

Ich las kürzlich, nicht zur ästhetischen Erquickung, sondern zur Erweiterung meiner Erkenntnis dessen, was unsere Zeit bewegt, das Werk, das Emil Zolas Namen zuerst berühmt gemacht hat, l'Assommoir. Es hat auf mich einen sehr starken, aber sehr niederdrückenden Eindruck gemacht. Auch hier wird ein gebundner Sklave geschildert, aber nicht ein edler, sondern ein sehr unedler Sklave, die Arbeiterbevölkerung von Paris, wie sie in dem Sumpf des Elends, selbstverschuldeten und von der Gesellschaft verschuldeten Elends, wie mit gebundnen Händen versinkt; der äußere und innere Schmutz ihres Lebens, die stumpfsinnige Gemeinheit, die völlige Abwesenheit jeder Spur geistiger Interessen oder sittlichen Gefühls ist mit einer Virtuosität geschildert, die Ekel und Grauen in einem Maße weckt, daß man sie mit physischem Unbehagen empfindet.

Hiergegen gehalten, übten die Briefe und Berichte, die uns aus Arbeiterkreisen aller Teile Deutschlands vorgelegt wurden, eine wahrhaft befreiende Wirkung; nicht eine beruhigende — sie sind nicht geeignet, diejenigen, die Ruhe um jeden Preis wollen, einzuschläfern — wohl aber eine erregende und erhebende Wirkung. Man hatte die Empfindung: es ringen sich hier Triebe und Kräfte zu Licht und Luft empor, die dem deutschen Volk Leben und Ehre verheißen. Wir wollen uns hüten vor sentimentaler Schönfärberei; ich zweifle nicht daran, daß auch bei uns in den Massen viel versumpfte Gemeinheit vorhanden ist. Aber das war das Tröstliche und Erhebende in jener Darstellung, daß daneben auch so redliches Nachdenken und so tüchtiges Streben nach geistiger und sittlicher Bildung Raum hat. Ihm wird heute wie vor zweitausend Jahren das Wort gelten: Selig sind, die da hungert und dürstet, denn sie sollen satt werden.

In der Welt- und Lebensanschauung, wie sie in diesen Bekenntnissen sich spiegelte, stechen zwei Züge hervor: das Weltbild ist naturalistisch gefärbt, die Lebensanschauung ist rein diesseitig.

Die Weltvorstellung ist zunächst an den Naturwissenschaften, vor allem der modernen Kosmologie und Entwicklungslehre orientirt. Diese Dinge erschienen hier durchweg als revolutionäre Elemente; sie richten ihre Spitze gegen den „Schöpfungsbericht“ des ersten Buchs Mosis. Die Niederreißung des naiven Kinderglaubens an die Erschaffung aller Dinge in sechs auf einander folgenden Tagewerken bringt die erste große Erschütterung des Autoritätsglaubens überhaupt mit sich; die erste Wirkung der Berührung mit der „Wissenschaft“ ist, daß man sich von der Schule, der Kirche und der Bibel mit der Empfindung trennt, man sei durch sie betrogen worden. Und in dem allgemeinen Mißtrauen wird dann mit der Bibel vielfach, man wird sagen müssen, in der Regel, auch die Religion und mit der Religion wohl nicht selten auch die Moral als überlebter Aberglaube weggeworfen.

Man kann das bedauern, aber man wird es verstehen, als die notwendige Wirkung gegebner Ursachen. Es ist die Wirkung davon, daß unsre Religionslehre und unser Religionsunterricht in Schule und Kirche im ganzen und großen die Form festgehalten, oder vielleicht sollte ich sagen, im Zeitalter der Reaktion und Restauration wieder angenommen haben, die ihnen das sechzehnte Jahrhundert gegeben hatte. Sie haben es versäumt, die Ausgleichung mit dem völlig veränderten Stande des Welterkennens zu suchen. So scheitern sie, sobald das Kind aus

der Schule tritt, oft wohl schon vorher, am Zusammenstoß mit ihm. Das gilt ganz gleichmäßig für die Massen und für die Gebildeten, nur daß es den Gebildeten leichter gemacht ist, sich wieder zurecht zu finden: ihnen wird das wissenschaftliche Weltbild zum Teil durch die Schule oder die Universität zugeführt, und hin und wieder wohl auch die Bibel in einem andern Licht gezeigt, als in dem eines von der Wissenschaft der Neuzeit überholten Lehrbuchs der Kosmogonie. Trotzdem bleibt auch hier vielfach der Gegensatz: Darwin gegen Moses, und alle Welt weiß, wer in diesem Kampfe überlegen ist.

Es giebt, so viel ich sehen kann, nur einen Weg, diesem trübseligen Mißerfolg des Religionsunterrichts zu entgehen: man muß schon dem Schüler die Genesis in dem Licht zeigen, in dem sie doch auch geschichtlich allein gesehen werden kann: es ist religiöse Poesie. Unsere Kenntnis des physischen Universums und seiner Bildung werden wir nicht hier zu holen haben; aber an der wundervollen Dichtung von der Schöpfung und dem Paradies, an den tiefsinnigen Sagen von den ersten Menschen und jenen Erlebnissen, mit denen die Geschichte des Menschengeschlechts begann, können und dürfen wir uns auch heute erfreuen, werden sich auch die Massen in künftigen Zeiten wieder freuen lernen, wenn sie aufgehört haben, daran sich zu ärgern, weil man ihnen Laplace und Darwin zu verhehlen versucht hat. Das Verhehlen ist unter allen Umständen das Schlimmste, was man thun kann, Ehrlichkeit und Offenheit kann hier allein helfen; glaubt man auf der Universität nicht mehr an die naturwissenschaftliche Richtigkeit des mosaischen „Schöpfungsberichts" (woher stammt wohl diese seltsame Bezeichnung?), so wird man es auch in den Lehrerseminaren und bald auch in den Volksschulen nicht mehr thun. Ich verkenne dabei die pädagogische Schwierigkeit des Uebergangs zu der neuen Behandlung nicht. Man wird nicht den Lehrern von heut auf morgen gebieten dürfen, die Erzählungen der Schrift nun so oder so aufzufassen und zu deuten. Aber eins sollte man je eher je lieber thun: dem Einzelnen die Freiheit geben, zu der Erzählung, die als solche natürlich bleibt, nach der eignen Ueberzeugung Stellung zu nehmen, und davon auch den der Fassungskraft der heranwachsenden Jugend angemessenen Gebrauch zu machen. Man vergesse nicht, in welche Not auch viele unsrer Lehrer durch die ihnen aufgezwungne Auffassung des sechzehnten Jahrhunderts in diesem Punkte gesetzt werden.

Gewinnt so der Religionsunterricht das Vertrauen zurück, daß es hier mit rechten Dingen zugeht, dann darf man auch hoffen, allmählich wieder ein offneres Ohr für die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Naturwissenschaften nicht das letzte Wort in Sachen der Weltanschauung sprechen können. Wer sagen wollte, daß ein Buch eigentlich Nichts enthalte als Papier und einige Ablagerungen von Druckerschwärze, dem würde ja wohl ein Kind antworten: Aber es sind doch auch Gedanken dabei. Nun, sollte es nicht mit der Welt ähnlich stehen? Sollte sie wirklich Nichts als ein großer Haufe von Klumpen zusammengeballter Materie sein? Da wird denn doch wohl noch etwas Anonymes dabei sein, und das Anonyme, was wird es sein? Doch wohl eben das, was ihr in euch selbst erlebt: Geist. Ist die Philosophie nach und nach hierüber zur Einstimmigkeit gelangt, so wird denn auch dieser Gedanke allmählich seinen Weg von oben nach unten finden, so gut als Galilei und Darwin ihren Weg gefunden haben. Dem Aufrichtigen ist die Verheißung gegeben, daß es ihm gelingen wird.

Das zweite charakteristische Stück war die rein diesseitige Lebensanschauung. Auch das ist nicht ein Besondres der Arbeiterphilosophie; es ist die Richtung des Denkens und Strebens in der Neuzeit überhaupt. Wir leben nicht mehr wie das Mittelalter oder die altchristliche Welt, unter der Vorstellung, daß das Ende der Dinge, der jüngste Tag vor der Thür ist; der alte Gesang:

hora novissima,
tempora pessima
Sunt, vigilemus —

erklingt nicht mehr täglich an unser Ohr.

Wir haben uns mit unsern Gedanken bleibend auf der Erde eingerichtet, und daher haben für uns die Zwecke des irdischen Lebens, die Ordnungen des zeitlichen Daseins größere Bedeutung. Der Staat hat überall die Kirche an die zweite Stelle gedrängt. Es erscheint uns längst selbstverständlich, daß die Nationalität von größerer Bedeutung ist als die Konfession; Indifferenz gegen den religiösen Glauben der Bürger ist anerkannte Staatsmaxime, Lauheit in nationalen Fragen dagegen erscheint als schimpfliches Verbrechen. Auch in den Schulen ist längst die Religion, die ihre Wurzel im Jenseits hat, gegen die Dinge dieser Welt zurückgetreten. Für die große Masse der Gebildeten ist das Jenseits fast nur noch im Bekenntnis, kaum mehr in der Vorstellung vorhanden, es hat jedenfalls keine erhebliche Motivationskraft mehr.

In solcher Zeitumgebung wird man vergebens bei den Massen für die ewige Seligkeit Stimmung zu machen suchen. Der Hinweis auf einen jenseitigen Ausgleich, der vor wenigen Jahrhunderten noch eine große Macht über die Gefühle hatte, erweckt jetzt bittre Empfindungen: ihr habt diese Welt und wollt sie behalten, darum vertröstet ihr uns auf die jenseitige. Ihr laßt uns das Evangelium vom armen Lazarus predigen, aber ihr lebt das Leben des reichen Mannes, ihr scheint also selbst das gewisse und gegenwärtige Diesseits dem ungewissen Jenseits vorzuziehen. Wenn ein Mann, der freiwillig als der Aermste unter den Armen lebte, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, der am Kreuz starb, um nicht mit den Satten zu heucheln, vor der Ueberschätzung der irdischen Güter warnte und auf die ewigen Güter hinwies, so machte das Eindruck; wird aber diese Predigt nicht durch das Leben, sondern durch Worte gepredigt, so macht sie gar keinen Eindruck. Vielleicht kommt einmal über die abendländische Völkerwelt wieder die Jenseitsstimmung; in Einzelnen ist sie ja immer vorhanden; und die Anlage dazu ist gewiß in jeder Menschenbrust — Leid, Enttäuschung und Weltmüdigkeit bleibt ja keinem Leben ganz fern. Damit ist das Verständnis und die Möglichkeit der Flucht aus der Vergänglichkeit in die Ewigkeit gegeben. Aber man rede mit Vorsicht davon, und wer nicht aus innerstem Erleben davon reden kann, der rede gar nicht davon; das Bekennen des überlieferten Bekenntnisses thuts nicht. Und der Jugend rede man nicht zu viel davon, sie faßt es nicht, ihr Sinn ist auf diese Welt gerichtet. Sie faßt leichter die Predigt von dem Reich Gottes, von einem Reich der Gerechtigkeit und der Wahrheit in dieser Welt.

Bemerkenswert waren die Aeußerungen über Jesus. Die Ehrfurcht vor seiner Person kam oft zum Ausdruck; das Verständnis ist unmittelbar bestimmt durch die eignen Empfindungen und Gedanken: Jesus ein Freund des kleinen Mannes, während er den Reichen und Großen harte Dinge sagte und daher von ihnen gehaßt und getötet wurde. Auch über die Bibel wurde vielfach in ähnlicher Weise gesprochen: ein Buch, worin viele gute und durchaus zu den richtigen Prinzipien stimmende Gedanken enthalten seien; man müsse sie nur nicht durch die Brille des Katechismus oder der Dogmatik sehen. Hier fände demnach die Predigt Punkte, wo sie einsetzen könnte. Ich sehe übrigens in der fortschreitenden Aneignung der Bibel und der Person Jesu durch die Arbeiterbewegung ein nicht unwichtiges Zeichen der Zeit: zieht die Arbeiterwelt mit der Bibel, natürlich ihrer Bibel, ins Feld, dann wird die Sache ernsthaft; hier sind andre Kräfte, als in den dürren Formeln des Gothaer oder Erfurter Programms.

Auffallen konnte das meist abschätzige Urteil über Luther. Es ist aber doch verständlich und nicht bloß aus den harten, ja gräßlichen Worten, womit er die Fürsten und Herren zum Totschlagen der empörten Bauern aufrief: Luther hatte für politische und soziale Dinge überhaupt kein Verständnis und kein Herz. Er war ganz und ausschließlich religiöser Reformator; für die weltlichen Dinge wußte er keinen Rat als den einen: der Obrigkeit unterthan zu sein, so sehr, daß er auch die Kirche und ihre äußern Ordnungen dem Fürsten in die Hände gab. Man muß doch sagen, und dafür ist auch in den Arbeiterkreisen der Blick jetzt vorhanden, daß Luther die absolute passive Unterthänigkeit religiös sanktionirt und dadurch die Entwicklung des fürstlichen Absolutismus in den deutschen Landen bis an die Grenze der Sklaverei (man denke an den Soldatenexport

des vorigen Jahrhunderts) möglich gemacht hat. Luther war für seine Person gewiß ein tapferer Mann, aber der lutherischen Kirche und ihren Geistlichen hat nicht sein Beispiel, sondern seine Lehre vom passiven Gehorsam das Gepräge gegeben. Ein Vortrag des ersten Tages über Luthers Stellung zu den sozialen Dingen, vom Privatdozenten Lezius in Greifswald, war nicht ungeeignet, diese Seite Luthers und des Luthertums, ihre Kehrseite, zu zeigen.

Harnack knüpfte an Rades Vortrag ein paar feine und tiefe Bemerkungen. Er fand den unhistorischen Geist Rousseaus in diesen Aeußerungen und wies darauf hin, daß geistige Güter nur durch geschichtliches Verständnis oder durch geschichtliche Fortpflanzung auf dem Wege der autoritativen Ueberlieferung erworben werden könnten. Er wies auf die Bedeutung der Schale hin, worin der Kern geistiger Güter gehegt werde, auf die Schwierigkeit der Aufgabe derer, die den Kern in der Schale und mit der Schale zu hüten hätten.

Das Alles ist wahr. Aber die Geschichte scheint wenig geneigt, den Weg des historischen Denkens zu gehen; sie liebt es, in absolut gesetzten Ideen die Kräfte der Fortbewegung hervorzubringen. Und das wird notwendig sein, wenn Leben sein soll. Der historische Sinn macht zurückhaltend und enthaltsam, macht leicht auch ängstlich und quietistisch; Leben aber ist Bewegung; seine großen Triebkräfte kommen nicht aus dem Denken, sondern aus dem Willen. So auch im geschichtlichen Leben; seine Triebkräfte sind das große Lieben und Hassen, das große Verehren und Verachten; sie denken nicht historisch, sie wägen nicht ab, sie kennen oft weder Besonnenheit noch Gerechtigkeit, sondern setzen sich absolut und stellen die Welt auf den Kopf. Auch Luther war nicht ein Mann des historischen Sinnes, so wenig als Jesus es war; sie waren doch wohl auch nicht konservativ.

Wobei denn erstaunlich ist, wie dennoch in allen großen Umwälzungen der geschichtliche Zusammenhang erhalten bleibt. Der hinterher kommende Historiker sieht, wie der Same des Neuen von dem Alten hervorgebracht ist, und wie das Alte in dem Neuen in neuer Gestalt sich erhalten hat. Das Samenkorn wird in die Erde gesenkt und muß die alte Form zerbrechen, damit die neue Gestalt daraus emporwachse.

Friedrich Paulsen

Zolas Paris

Zola ist durch sein tapfres Eintreten gegen Lüge und Ungerechtigkeit Vielen, die sich früher vor seinem Namen bekreuzigten, zu ihrem größten Erstaunen in einem ganz neuen Lichte erschienen. Thatsächlich ist er kein Andrer geworden. Sondern dieselben Eigenschaften, die sein öffentliches Auftreten in dem Dreyfushandel bestimmt haben, bilden auch den sittlich wertvollen Charakter seiner litterarischen Wirksamkeit. Diese Eigenschaften sind eine grobe, oft plumpe Ehrlichkeit ohne alle französische Anmut, aber auch ohne Schönfärberei, ein gesunder, kraftvoller Abscheu gegen Heuchelei und Ungerechtigkeit.

Diese Tugenden zeichnen auch Zolas neuestes Werk aus. Für Jeden, der sich über die sozialen, politischen und kirchlichen Zustände der dritten Republik unterrichten will, bietet „Paris“ eine Fülle des wertvollsten Stoffs. Nur darf man nichts Andres von dem Werke erwarten als eben Belehrung, am wenigsten einen Kunstgenuß. Zola ist ein Schriftsteller ersten Ranges, aber kein Dichter. Er hat einen nüchternen Wirklichkeitssinn, aber keine poetische Empfindung. Ihm fehlt die schöpferische Kraft, die den Gestalten der Dichtung Leben verleiht. Die Personen seiner Erzählung sind aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen zusammengesetzte Typen, die die verschiednen Klassen der Gesellschaft darstellen; aber sie haben kein individuelles Leben, es ist unmöglich, ihnen irgendwelche persönliche Teilnahme zuzuwenden.

Darum liest sich Zolas Schilderung der Pariser Zustände wie der mit ungeheuerem Fleiße zusammengestellte Bericht eines berufsmäßigen Beobachters, der zugleich ein glänzender Schriftsteller ist. Das entsetzliche Elend der Arbeitslosen, die scheußliche Entartung der sittlichen Zustände in den Kreisen des Börsenadels, die hoffnungslose Zerfahrenheit des französischen Parlamentarismus, die innere Unwahrhaftigkeit der modern-katholischen Bewegung — alles dies ist zu einem großartigen Gesamtbilde verarbeitet. Die Trostlosigkeit der Stimmung dieses Gemäldes ist die eines alten Polizeibeamten, der berufsmäßig in einem langen Leben immer nur auf die Nachtseiten des großstädtischen Lebens seinen Blick gerichtet hat. Zum großen Teil sind alle die Schrecken erregenden Erscheinungen, die Zola darstellt, durch den Boden der Weltstadt bedingt, sodaß man sich wundern muß, mitten in den Schilderungen der allgemeinen Verderbnis von Paris doch wieder von Zeit zu Zeit Ausbrüchen einer sentimentalen Begeisterung für die Ville lumière zu begegnen, die bei einem um die Wirklichkeit unbekümmerten Phantasten wie Viktor Hugo begreiflich waren. Was Zola erzählt, stimmt so feindselig gegen die Anhäufung von Laster und Elend, daß man die Bomben werfenden Anarchisten begreift und ihnen kaum zürnen kann.

Dennoch ist es die unverkennbare Absicht Zolas, mehr als ein in den schwärzesten Farben gehaltenes Sittengemälde zu geben. Er will für eine *soziale Reform* wirken. Angesehene französische Kritiker sehen gerade darin einen bedeutsamen Wendepunkt in der Entwicklung seiner Weltanschauung. Während er früher nicht müde wurde, seine materialistische Moral vorzutragen, die nur das Gesetz der Vererbung kannte und jede Verantwortung, aber auch jede bewußte Besserung ausschloß, geht durch „Paris“ ein Drängen auf soziale Gerechtigkeit, also ein sittliches Ideal, das offenbar nur durch bewußtes Handeln und freie Entschließung erreicht werden kann.

Als die Fortsetzung der Werke über Lourdes und Rom behandelt „Paris“ ein *religionsgeschichtliches Thema*. Das Buch will eine Antwort geben auf die Frage, ob das Christentum noch Etwas bedeutet für die gegenwärtige Menschheit, und das endgiltige „Nein“ auf diese Frage ist das wesentlichste Ergebnis der Entwicklung. Der junge Priester, der sich in Lourdes vergeblich bemüht hat, den Wunderglauben seiner Kindheit wiederzufinden, ist nach Rom gegangen mit der Hoffnung, im Zentrum des kirchlichen Lebens die Anfänge einer Verjüngung des Katholizismus, Motive der Hoffnung auf eine Versöhnung zwischen der Ueberlieferung und dem Geiste der neuen Zeit zu entdecken. Er kehrt enttäuscht zurück. Aber noch hält ihn ein Gedanke von dem Bruch mit seiner Kirche zurück: die Kirche ist ihm noch immer die machtvolle Vertretung des Gebotes der Liebe, und diese das eine große Heilmittel für die Leiden der Menschheit. Aber die Erfahrungen des Abbé Froment im Pariser Leben zerstören ihm auch diese Illusion, die die Beruhigung seines Wahrheitssinnes war. Er überzeugt sich, daß die herrschenden Tendenzen in dem kirchlichen Leben nicht auf Liebeserweisung gehen, sondern auf Machterwerb, daß die Kirche es deshalb nicht mit den Armen und Elenden hält, sondern mit denen, die durch politische Kunst oder Reichtum im öffentlichen Leben herrschen, daß sie, um ihren Anteil an der Herrschaft zu sichern, zu jedem Kompromiß mit den Mächten des Bösen bereit ist und gegenüber den furchtbarsten sittlichen Verirrungen zu schweigen versteht. Und dazu geht dem jungen Priester die Erkenntnis auf, daß die Liebesthätigkeit im mittelalterlich-katholischen Sinne des Almosengebens überhaupt unfähig ist, den Kampf mit den sozialen Gefahren der Zeit zu bestehen, daß nicht Almosengeben, sondern Gerechtigkeit die Losung sein muß für die soziale Reform. Mit dieser Erkenntnis ist das letzte Band zerschnitten, das ihn an die Kirche fesselte, und es ist vollkommen logisch, daß er die Soutane ablegt, sich auf einer Radfahrt verliebt und eine Frau nimmt.

Dieser negative Teil in den Darlegungen Zolas ist trotz der Einseitigkeit und Uebertreibung verständlich und konsequent. Wenn man nun aber zu der Frage gedrängt wird, welches denn nach des Verfassers Meinung die geistigen Kräfte sind, die das von ihm proklamirte Ideal der sozialen Gerechtigkeit gegen den Widerstand aller Großmächte des gegenwärtigen öffentlichen Lebens zum Siege führen sollen, so ist die Antwort so überaus dürftig, daß man nicht begreift, wie ein so gescheiter Schriftsteller sich selbst damit zufrieden geben konnte. Hier wird uns Nichts geboten als ein unbegrenztes Vertrauen in die noch bevorstehenden Ergebnisse der naturwissenschaftlichen

Forschung, ohne daß der Leser aus dem Gange der Erzählung oder den eingeflochtenen Betrachtungen irgend welche Motive für dieses Vertrauen entnehmen könnte. Eine Besserung sozialer Schäden kann immer nur gedacht werden entweder als sittliche Besserung der Menschen oder als materielle Förderung, die für Jedermann Brot in Fülle schafft. Offenbar erwartet Zola von der Ausbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und einer rein naturwissenschaftlichen Betrachtung der Welt die sittliche Gesundung der Menschheit. Wenigstens sind die Idealgestalten seines Romans, die sich in glänzender Beleuchtung von der allgemeinen Finsternis abheben, der Bruder des Abbé Froment, ein Chemiker, und seine drei Söhne, die in tüchtiger andauernder praktischer Thätigkeit mit dem Vater zusammenwirken. Diese erfreuen den Leser durch das Bild vollendeter körperlicher Gesundheit und einer staunenerregenden Tugendhaftigkeit. Ihr fröhlicher Atheismus bekommt ihnen nicht nur körperlich, sondern auch seelisch ausgezeichnet. Sie sind arbeitsam, genügsam, wohlwollend gegen Jedermann und untereinander durch herzliche Liebe verbunden. Daß Arbeit und Familienliebe die wesentlichsten Elemente irdischen Lebensglücks sind, ist wahr, aber nicht neu. Daß jedoch diese sittlichen Güter auf dem Boden des Atheismus besser gedeihen als in dem Weinberge der Kirche, wird nur dem einleuchten, der die verzerrten Züge einer ganz oberflächlichen und heuchlerischen Religiosität, die man in „Paris" kennen lernt, als ein Originalporträt des Christentums anerkennt. Zudem haben auch diese tugendhaften Atheisten Zolas einen Glauben und eine Hoffnung, die ebenso sehr wie der religiöse Glaube und die religiöse Hoffnung nicht auf die sichtbare Gegenwart, sondern auf das Unsichtbare bauen, und ihr sittliches Ideal zieht seine Lebenskraft aus diesem Glauben und dieser Hoffnung. Es ist die Gewißheit des Kommens einer bessern Zeit, die die Forderung der sozialen Gerechtigkeit erfüllen und dadurch Glück und Frieden bringen soll. Wenn darauf die Rede kommt, so werden alle diese nüchternen Männer zu Schwärmern. Vor allem aber befinden sich Zolas Mustermenschen in den denkbar glücklichsten sozialen Verhältnissen: sie erfreuen sich eines gesicherten Wohlstands, entwickeln ihre körperlichen und geistigen Kräfte in einer ihren Neigungen und Anlagen entsprechenden Arbeit und genießen das Glück eines schönen Familienlebens. Die soziale Frage beginnt da, wo diese Bedingungen normalen Menschendaseins aufhören.

Man sollte nun erwarten, daß Zola bemüht sein würde, die Naturforschung, in einer dem Romanschreiber erlaubten Vorausnahme von Künftigem, als Brotspenderin darzustellen. Es wäre ja denkbar und ist auch schon von hervorragenden Gelehrten prophezeit worden, daß die Chemie noch dahin gelangen werde, neue Nahrungsmittel in solcher Fülle und mit so geringen Mitteln zu erzeugen, daß für alle Menschen die Ernährung so einfach und selbstverständlich vor sich ginge wie das Atmen der Luft. Auf diese Weise könnte man sich eine Lösung der sozialen Frage durch die Naturwissenschaft vorstellen.

Aber Zolas Chemiker erfindet keine Nahrungsmittel, sondern einen neuen Sprengstoff, dessen Wirkung so furchtbar ist, daß im Vergleiche damit alles Bisherige wie Kinderspielzeug erscheint. Als guter Franzose denkt er anfangs seine Erfindung dem Kriegsminister zu widmen, damit Frankreich durch eine Allem überlegne Waffe zunächst binnen drei Monaten die Deutschen niederwerfen könne und dann die Hegemonie in Europa ergreife, um eine neue Kulturepoche einzuleiten. Von Paris, „dem Gehirn der Welt," soll nicht nur „alle Wissenschaft, sondern auch alle Gerechtigkeit" ausgehn und sich wie ein Strom über die ganze Welt ergießen. Aber der politische Verfall Frankreichs macht den Gelehrten an diesem Berufe seines Vaterlands irre, und zu unserm Glücke verzichtet er darauf, der gegenwärtigen französischen Regierung eine so gefährliche Waffe in die Hand zu geben. Sein Haß gegen Rom, dessen geistige Zwingherrschaft die Entstehung jenes idealen, die Welt erlösenden Frankreichs hindert, führt den Chemiker zu seinem zweiten Projekt: die Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre, diese Verherrlichung des Absurden, die durch ihre beherrschende Lage eine Herausforderung für das „Gehirn der Welt" ist, bei Gelegenheit einer kirchlichen Feier, die zehntausend Pilger herbeilockt, in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Eine so furchtbare Katastrophe wird die Menschheit von dem Alp, der auf ihr lastet, befreien.

Indessen wird dieses Unternehmen durch den rechtzeitig aufmerksam gewordnen Bruder verhindert, und am Ende des Romans findet der entsetzliche Sprengstoff seine endgiltige Bestimmung als Triebkraft für einen von dem ältesten Sohne des Chemikers neu erfundnen kleinen Motor. Diese Anwendung des Sprengstoffs als Kraftquelle wird als eine Erfindung von unermeßlicher Tragweite für die Zukunft der Menschheit gepriesen und die Leichtigkeit und Energie des Motors mit einem lyrischen Ergusse gefeiert. Auch der Leser ist dem kleinen Motor innig dankbar, weil durch ihn die Befürchtung vor einer wahnsinnigen und verbrecherischen Verwendung des unseligen Sprengstoffs endgiltig beseitigt wird. Inwiefern aber dieser Motor dazu dienen soll, die soziale Frage zu lösen und das Reich der sozialen Gerechtigkeit zu eröffnen, muß Zola noch in einem neuen Romane darstellen. „Paris" löst diese Frage nicht und läßt die Erlösung der Menschheit durch die Naturwissenschaft problematisch.

Es ist seltsam, daß ein so bedeutender Schriftsteller eine Fülle von Beobachtung, von Fleiß und Arbeit, von Glanz der Darstellung auf ein Werk verwenden kann, dessen Ausgang geradezu albern ist, sodaß man in den Verdacht kommt, eine Karikatur zu zeichnen, wenn man nur den Gang der Entwicklung kurz zusammenfaßt.

Zolas Roman ist in seinem positiven Teile vollständig mißlungen. Was er beweisen will, daß die Naturforschung die Herrschaft der Gerechtigkeit auf Erden zu verwirklichen berufen sei, wird durch seine Erzählung nur unwahrscheinlicher. Vermutlich ist es dem Schriftsteller mit diesem Teile seines Werkes kein rechter Ernst gewesen. Sein Werk ist eine Anklageschrift gegen die moderne französische Gesellschaft, und wenn er der Schilderung aller Schrecknisse von Paris einen versöhnenden Ausblick in eine nebelhafte Zukunft hinzugefügt hat, so ist er einem Bedürfnisse des Gemüts gefolgt, das ein vollständig hoffnungsloses Ende bei einem Werke der Fiktion nicht erträgt.

Denn der Mensch lebt von Hoffnung. Selbst die ganz voraussetzungslose, wissenschaftliche Forschung ist auf dem Gebiete des menschlichen Handelns undenkbar, wenn sie nicht irgendwelche Ergebnisse bringt, die eine Förderung menschlichen Glückes oder menschlicher Tugend hoffen lassen. Dieses Walten der Hoffnung aber in der Tiefe des menschlichen Gemüts ist nichts Andres als unbewußte Religiosität. Alfred de Musset, der als echter Dichter dem Verständnis des Religiösen sehr viel näher stand als Zola, hat die Bedeutung des Christentums für die Welt mit dem einen Worte bezeichnet: une immense espérance a traversé la terre. Es giebt in dieser Welt keine Hoffnung und deshalb kein Streben ohne Glauben. Darum haben alle sozialistischen Zukunftsbilder von irreligiösem Ursprunge einen schwindelhaften und innerlich unwahren Charakter.

Zola hat sich den Weg zum Christentum selbst verschlossen, weil er von der christlichen Liebe als selbstverständlich annimmt, daß sie nur im Almosengeben bestehen könne, während diese Liebe, sobald sie als soziales Prinzip anerkannt wird, zu der Forderung der sozialen Gerechtigkeit führen muß. Und wenn neben dem ziellosen und unfruchtbaren Almosengeben nur noch weltliche Herrschsucht und diplomatische Verschlagenheit bei den Vertretern des religiösen Prinzips zu finden sind, so sinkt der Schriftsteller eben hierin auf das Niveau des gewöhnlichen antireligiösen Tendenzromans herab.

Für den protestantischen Leser ist es betrübend zu sehen, daß in einem so breiten, nach Vollständigkeit strebenden Gemälde modernen französischen Lebens das evangelische Christentum gar nicht vorkommt, sodaß man sieht, es ist diesem scharfen Beobachter überhaupt niemals bemerkbar geworden. Aber auch die katholische Kirche Frankreichs erscheint in einem ganz einseitigen und verzerrten Bilde, wenn man die diplomatischen Künste hoher Kirchenfürsten und die faule Frömmigkeit der Salons als ihre wesentlichsten Züge darstellt. Was von vielen Tausenden von treuen Priestern für das Wohl des Volkes geleistet wird, darf ein ernsthafter Vertreter sozialer Reform nicht

so leichten Herzens preisgeben, daß er den blanken Atheismus mit unbegrenztem Vertrauen in die Chemie für die richtige Geistesverfassung ausgiebt, aus der die soziale Gerechtigkeit hervorgehen muß. Hier begegnet man bei Zola derselben blinden Wut, die einst das Écrasez l'infâme aussprach; und die vollkommne Verständnislosigkeit dieses modernsten Franzosen für das Wesen der Religion bestärkt nur die traurige Aussicht, daß es nach wie vor das Los des französischen Volksgeistes sein wird, zwischen Bigotterie und stumpfsinnigem Unglauben eine eintönige Pendelbewegung auszuführen. Friedrich Curtius

Verschiedenes

Wenn Zwei dasselbe thun. Ich bin gefragt worden, was über dem Artikel „Die neue Agende" in Nr. 21 das Motto besagen solle: Si duo faciunt idem, non est idem, d. h. auf Deutsch: Wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Den Verfasser kann ich nicht fragen; er wohnt weit weg von unserm deutschen Vaterland, und auf eine Antwort müßte ich lange warten. Ich habe das Motto so verstanden. Wenn Zwei gegen eine Agende sind, so können sie das aus sehr verschiednen Gründen sein. Wenn Zwei lebhafte Kritik an unsrer Kirche und an unserm Kirchentum üben, so können sie im gerade umgekehrten Verhältnis zu unsrer Kirche und ihren Zielen stehen. Der Eine bewährt in seinen Bedenken, seinem Widerspruch, seinem Spott und Hohn nur die innerlich ablehnende Haltung, die er zum Ganzen einnimmt; der Andre übt mit liebendem Herzen eine scharfe Kritik, damit der Gegenstand seiner Liebe besser, vollkommner, reiner, inniger werde. Und diese letztere Stellung hat offenbar der Verfasser jenes Artikels unsrer Kirche gegenüber für sich in Anspruch genommen. Er ist übrigens gerade in „positiven" Kreisen wohl bekannt und gelitten. R

Die Schulbibel. Berichtigung und Ergänzung. In Nr. 17 der Christlichen Welt ist auf Spalte 394 gesagt: Herr Dekan Dr. Schlier wünsche die Uebergabe der Schulbibel, des biblischen Lesebuches, an die Kinder erst am Tage der Einsegnung. Das ist ein Irrtum. Er wünscht an diesem Tage die Uebergabe der Vollbibel. Darnach sind Zeile 36 und 23 von unten zu ändern.

Dem Bericht aus Bayern ist Folgendes hinzuzufügen. Die Generalsynode hat 1897 in Bayreuth über die Frage verhandelt. Der Dirigent machte dabei über das Bibellesen in der Volksschule einige Mitteilungen, die wir gekürzt wiedergeben: „Die Anordnung 1884 entspricht einem von der Generalsynode 1881 ausgegangenen Antrag, und dieser Antrag führt sich zurück auf den Wunsch vieler Gemeinden, daß der Heiligen Schrift im Betrieb des Volksschulunterrichts wieder ein bestimmter Platz gewährt werde. Diese Entschließung 1884 ging hinaus, und ihre Durchführung blieb ein wenig sich selbst überlassen, bis 1893 auf der Generalsynode die Verhandlungen über die Einführung einer Schulbibel Anlaß boten, über die bis dahin ergangene Durchführung des Bibellesens genauere Aufschlüsse zu erholen. Die sind durch die Entschließung 1894 in großer Fülle eingegangen und haben gezeigt, daß die Durchführung der Anordnung vom Jahre 1884 ziemlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. Es hatten sich eine Menge Schwierigkeiten ergeben, und das Königliche Konsistorium sah sich genötigt, sie zu berücksichtigen, um doch wenigstens die Hauptsache festzuhalten. Hierin wünschen wir durch die Vorlage den Rückhalt eines Beschlusses der Generalsynode uns zu verschaffen. Wir verkennen die Bedenken gegen den Gebrauch der ganzen Bibel keineswegs, und unter denen, die Bedenken haben gegen den Gebrauch der Vollbibel, sind gewiß nicht lauter Feinde des Evangeliums. Auf der andern Seite stehen allerdings solche, welche . . . der Bibel einen entschiedenen Haß widmen. Diesen wird man nie genug thun . . . Wohin sollten wir kommen, wenn wir verlangen wollten, die Bibel zu purifiziren? Dies ist der Gesichtspunkt, der das Oberkonsistorium bisher abgehalten hat, sich für die Einführung eines Ersatzes anstatt der Vollbibel zu entschließen, und daraus ist nun auch die Vorlage hervorgegangen, die Ihnen unterbreitet ist." Diese Vorlage lautet: „Die Generalsynode wolle ihr Einverständnis damit erklären: 1. Daß die Entschließung des Königlichen Oberkonsistoriums vom 17. Dezember 1884, durch die das Bibellesen in den beiden obersten Jahrgängen der Volksschule geordnet wurde, im wesentlichen aufrecht erhalten bleibt, insbesondre soll an die Stelle der Vollbibel nicht eine Schulbibel noch ein biblisches Lesebuch treten." Wird gegen 25 Stimmen angenommen.

2. „Daß über die Leitung des Bibellesens da, wo der zunächst hierzu berufne Lehrer sie nicht übernehmen kann, Pfarrer und Lehrer sich verständigen sollen. Wo der Pfarrer sie übernimmt, darf das Bibellesen nicht innerhalb der ihm zukommenden zwei wöchentlichen Religionsstunden stattfinden." Mit großer Mehrheit angenommen.

3. „Daß eine auf das Notwendige beschränkte fortlaufende Erläuterung des Gelesenen geschehen muß." Einstimmig angenommen.

4. „Daß der am 17. Dezember 1884 hinausgegebne Bibelleseplan eine angemessene Reduktion erfahren soll." Einstimmig angenommen.

Aus diesen Darlegungen über den Stand des Bibellesens dürfte Einiges hervorzuheben sein. Vor allem die Thatsache: Das Bibellesen kommt nicht zu seinem Recht, und der Notstand ist so groß, daß „viele Gemeinden" bitten, dem Bibellesen den ihm gebührenden Platz zu gewähren. Das stimmt zu der Klage bayrischer Lehrer, die Pfeiffer S. 13 anführt: „Die Einprägung des Memorirstoffs lasse zu intensiverem Bibellesen keine Zeit." Also Katechismus und was dazu gehört — die Bibel mag zusehen, wo sie bleibt! „Ich hatte gehofft," schrieb Luther, „man sollte sich hinfort an die Heilige Schrift selbst machen und meine Bücher dahinten lassen, nachdem sie die Herzen zur Heiligen Schrift geführt haben."

Beachtenswert ist die weitere Thatsache: das Kirchenregiment ordnet im Jahre 1884 an: es soll fleißiger in der Bibel gelesen werden; neun Jahre später dringt die Schulbibelfrage nach Bayern und bringt zu Tage, daß es trotz dieser Anordnung von 1884 bis 1893 beim Alten geblieben ist. — Luther würde über diesen Erfolg des Schulbibelstreites „die allergrößte Lust und Freude" haben.

Endlich heben wir die Thatsache hervor, daß das Kirchenregiment die Bedenken gegen den Gebrauch der Vollbibel anerkennt und, um keine Schulbibel zuzulassen, nur Neues Testament und Psalmen lesen lassen will. Das heißt doch aus Furcht vor einer „purifizirten Bibel" beinahe das Kind mit dem Bade ausschütten.

Aus Württemberg ist zu berichten, daß Stadtpfarrer Fr. Jehle an der Friedenskirche zu Stuttgart beauftragt ist, ein biblisches Lesebuch für die evangelischen Schulen Württembergs zu bearbeiten, und daß der Probedruck desselben im Juni d. J. erscheinen wird. F Dix

Didaktik und Methodik des evangelischen Religionsunterrichts. Von Dr. Fr. Zange. München, Beck, 1897. 5,50 Mk.

Das Buch ist eine Sonderausgabe aus Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre." Schon das dient zur Empfehlung. Noch mehr der Inhalt selbst. Der Verfasser bespricht erst die Aufgabe, dann die Mittel des evangelischen Religionsunterrichts. Die Mittel sind teils persönlich: der Religionslehrer und seine Helfer, teils sachlich: das religiöse Leben außer und in der Schule, der Unterricht. Auf den Unterricht entfällt naturgemäß der weitaus größte Raum; er wird von vier Gesichtspunkten aus behandelt: nach der Zeit, dem allgemeinen Charakter, dem Lehrstoff mit seiner Abgrenzung und Verteilung, dem Lehrverfahren. Ein letzter kurzer Abschnitt giebt nützlichen Rat für die Auswahl der Schulbücher, sowie die angemessene Ausstattung der Lehrer- und Schülerbibliothek. — Ein theologischer Parteistandpunkt tritt glücklicherweise nicht hervor. Der Verfasser empfindet im vollsten Maße die Verantwortung, die ein Religionslehrer trägt; er bekämpft den verderblichen aber häufigen Wahn, der den Lehrberuf als passendes Asyl für gescheiterte Theologen betrachtet. Auf Grund fünfundzwanzigjähriger Erfahrung giebt er eine besonders für junge Lehrer ganz unschätzbare Anleitung zur Lösung der schwierigen Fragen, die im Religionsunterricht aus der Fülle und Tiefe des Stoffes, aus dem Verhältnis zu den realen und humanistischen Fächern, aus den modernen Weltanschauungskämpfen erwachsen. Dabei verficht er nicht eine alleinseligmachende Methode oder einen von vornherein feststehenden Lehrplan, sondern gestaltet Urteil, Lehrplan und Lehrweise nach seiner Erfahrung. Im ganzen — ein wertvolles Werk für Religionslehrer auf höhern Schulen, aber auch für gebildete Eltern und Erzieher, die den Gang des religiösen Schulunterrichts kennen und die Privaterziehung mit ihm in Einklang setzen wollen. Stephan

Gesammelte Schriften von Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Siebenter Band: Das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung. Zweite Ausgabe. IX und 350 Seiten. Gütersloh, C. Bertelsmann. 3,50 Mk., geb. 4,20 Mk.

Die Leser der Christlichen Welt sind über dieses letzte Werk des am 27. Oktober 1893 heimgegangnen Rektors Dörpfeld eingehend unterrichtet worden durch den Abdruck eines über dasselbe in einer Lehrerkonferenz erstatteten Referats (Nr. 28, 1895). Hier darf nur kurz daran erinnert werden, daß der Grundgedanke Dörpfelds der ist, bei der Organisation des Schulwesens der Familie zu größerem Recht und Einfluß zu verhelfen. Soweit die Intentionen der Regierungskreise bekannt sind, ist heute wenig daran zu denken, daß bei dem Entwurf eines Schulgesetzes, wenn ein solcher in Angriff genommen werden sollte, die Grundgedanken Dörpfelds genügende Beachtung fänden. Um so mehr ist es zu begrüßen und als ein Zeichen von idealem Sinn in der Lehrerwelt beachtenswert, daß sich eine Anzahl Lehrer zur Durcharbeitung von Dörpfelds Fundamentstück verbunden haben und Freunde für dieses Werk zu werben suchen. Auch wir empfehlen es hiermit aufs neue zur Verbreitung, zum Studium und zur Besprechung in kleinern und größern Kreisen und fügen gern ein Urteil an, das Kreisschulinspektor Hackenberg über das Buch ausgesprochen hat; er sagt: „Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß alle Töne, die Dörpfeld früher angeschlagen, in diesem seinem Schwanengesang noch einmal wiederklingen, daß kaum ein Gebiet im Leben und Leiden der Schule nachgewiesen werden kann, auf das nicht hier der getreue Eckart noch einmal mahnend, warnend, beratend hinweist. Auch in diesem Sinn haben wir es mit dem Testament eines Schulmeisters zu thun."

Wir benutzen diese Gelegenheit, auf die übrigen Bände von Dörpfelds Gesammelten Schriften, die meistens in diesen Blättern angezeigt und besprochen worden sind, empfehlend hinzuweisen und an das von Dörpfeld begründete, z. B. von seinem Schwiegersohn Dr. von Rohden herausgegebne Evangelische Schulblatt zu erinnern, an dem eine Reihe tüchtiger Schulmänner durch Mitarbeit beteiligt ist, und das alle Empfehlung verdient. P Diehl

Quittung

Für das notwendige Liebeswerk (vergl. Nr. 12): 30 Mk. von E R, Stade (davon 25 Jahresbeitrag); 25 von R, Halle; 10 Jahresbeitrag von A H, Berlin.
Für die deutsche Seemannsmission: 60 Mk. von N N in T.
Für die deutsche Auswandrermission (vergl. Nr. 21): 40 Mk. von demselben. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 4. Juli, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Weitere Mitteilungen aus der religiös-sittlichen Gedankenwelt der Industriearbeiter. Welche Moral ist daraus zu ziehen?
Magdeburg: Monatsversammlung, 29. Juni, 3 Uhr nachmittags bei Wuthe, Hasselbachstraße 1: „Askese."

Ein französischer Student der Theologie sucht eine **Hauslehrerstelle** in Deutschland für die Monate August, September und Oktober. Refer. Prof. Ménégoz, 83 Boulev. Arago, **Paris.**

Planinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

In meinem **Familienpensionat** finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. Ahlfeld, Schwarzenberg i. Erzg., Sachs.

Westdeutsche Zeitung
National. Monarchisch. Protestantisch.
Barmen-Elberfeld. Viertelj. 3,50 M.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Unter der Presse:

Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 36

Das Abendmahl im Neuen Testament

Von
Albert Eichhorn
a. o. Professor der Theologie in Halle
ca. 40 Pfge

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Lex Mosaica oder Das mosaische Gesetz und die neuere Kritik. Eine Sammlung apologetischer Vorträge. Aus dem Englischen von F. A. Fischer. 9 Mk., geb. 10 Mk.
Oerthen, Dietrich von, **Was treiben die Freimaurer?** Kurzer Wegweiser für Laien. 4. Aufl. 1,20 Mk.
Ramsay, Prof. W. M., **Paulus in der Apostelgeschichte.** In deutscher Uebersetzung v. H. Groschke. 5,20 M., geb. 6 M.
Sachsse, Prof. D. Eugen, **Die ewige Erlösung.** Evang. Predigten. II. Bändchen. 3 Mk., geb. 3,60 Mk. (Früher erschien: I. Bändchen. 2,20 Mk., geb. 3 Mk.)
Wacker, P. E., **Die Heilsordnung.** 4 Mk., geb. 4,80 Mk.
Weber, Lic. theol. L., **Die Wissenschaften und Künste** der Gegenwart in ihrer Stellung zum bibl. Christentum. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. 4,50 Mk., geb. 5,20 Mk.
Wedekind, E., **Nützliche Winke** für das Alltagsleben. Kart. mit Goldschn. 60 Pfg.
Wigand, Dr. P., **Beiträge zum Verständnis der Offenbarung Johannis,** mit besonderer Beziehung auf unsere Zeit. 1 Mk.

In meinem Verlage erschien soeben:
„Das Hohelied Salomonis" übersetzt und erklärt von Sr. Hochwürden Herrn Superintendent **Paul Baarts** in Weißensee. Verkaufspreis pro Exemplar elegant gebunden franko M. —.55, bei 10 Stück 1 Freiexemplar.
Nürnberg Anstalt für religiösen Verlag **A. Leimann**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Gesammelte Schriften.

Von
R. Wimmer.
In zwei Bänden.
8. 1898. M. 7.—.
In einen Halbleinenband gebunden M. 8.50.
In zwei Halbfranzbände gebunden M. 10.—.

Einzelausgabe der beiden Bände:

Band I:	Band II:
Unter dem Titel:	Unter dem Titel:
Geisteskämpfe.	**Friede in Gott.**
M. 3.50.	M. 3.50.
In Halbleinen gebunden M. 4.50.	In Halbleinen gebunden M. 4.50.

Jeder Vater sorgt für seine Söhne am zweckmäßigsten, wenn er sie in frühester Jugend bei unserer Gesellschaft in die **Militairdienst-Versicherung** einkauft.
Jede Mutter soll dafür Sorge tragen, daß ihre Töchter bei unserer Gesellschaft in die **Aussteuer-Versicherung** eingekauft werden.
Jeder ist im Alter von Sorge und Noth befreit, wenn er sich ein **Kapital** oder eine **Rente** gesichert hat.
Man wende sich an die
Hamburger Militairdienst-, Aussteuer- u. Alters-Versicherungs-Gesellschaft in Hamburg.

Palmer, Kappus & Cie., Orientreisen.

Jerusalemsfahrt

zur Einweihung der Erlöserkirche
in Gegenwart S. Majestät des deutschen Kaisers.
Grösste Bequemlichkeit. **Billige Sonderfahrten** von 20, 32 und 40 tägiger Dauer. Land- u. sachkundige Führung.
Preis von **600 M.** aufwärts je nach Ausdehnung der Reise.
Ein Teil des Reinertrags ist für die Erlöserkirche bestimmt.
Auskunft und illustr. Programme kostenfrei durch die Generalvertretung **A. Klett, Stuttgart,** Eberhardsstrasse 11, sowie durch **Pfarrer Dr. Benzinger** in **Neuenstadt a. K.** (Württemberg).
Vom 10. August bis 10. September 32 tägige Ferienreise nach dem heiligen Lande für nur 775 M.

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet **Alfred Böhm, Stuttgart.**

Goldene Medaille!
Im Sommer **kühl,** im Winter **warm** sind
Seidenbettdecken, ebenso **Seidenflanelle**
zu Unterhemden und Unterbeinkleidern.
Umarbeitung alter Seiden- und Wollsachen. Verlangen Sie Prospekt gratis.
A. J. Hermann, Donauwörth.

Zeitschriften-Schau.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

II.

Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein. Herausgegeben von Professor D. **Kamphausen.**

Neue Folge. 1. Heft. M. 4.80: C. Erbes, Der Antichrist in den Schriften des Neuen Testaments. — Mettgenberg, Ueber Wesen und Bedeutung der Individualität auf sittlichem Gebiet. — Simons, Ein vergessenes lutherisches Gesangbuch aus dem Rheinland.

Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht. Herausgegeben von **Friedberg** und **Sehling**. Dritte Folge der von Dove begründeten Zeitschrift für Kirchenrecht. Preis eines Bandes von 3 Heften à 10 Bogen M. 12.—. Einzelne Hefte à M. 5.—.

VIII. Band, 1. Heft: E. Friedberg, Das kanonische und das Kirchenrecht. — v. Bötticher, Zur Frage von der Natur der Kirchenbaulasten in Niedersachsen. — H. Singer, Zur Frage des staatlichen Oberaufsichtsrechts. Mit besonderer Rücksicht auf das Verhältnis des modernen Staats zur katholischen Kirche. — Miscellen: Meydenbauer, Vigens ecclesiae disciplina. Eine Entgegnung. — Litteraturübersicht und Aktenstücke, mitgeteilt von E. Friedberg.

Der VII. Band enthielt u. a.: Caspar, Ueber das Fortbestehen von Witwenkassen für die Geistlichen einzelner Bezirke. — E. Sehling, Ueber den Plan zu einer Ausgabe der Evangelischen Kirchenordnungen. — v. Bötticher, Die Gültigkeit der sogenannten Kalenberger Kirchenordnung de 1569. — H. Ortloff, Die Dienstvergehen der evangelischen Geistlichen und deren Bestrafung im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. — Th. Woltersdorf, Zu § 43 der Generalsynodalordnung für die neun älteren Provinzen der preußischen Monarchie. (Zusammensetzung der Kreissynoden.) — Hinschius, Die Anweisungen für die spanische Inquisition vom Jahre 1561. — K. Rieker, Protestantismus und Staatskirchentum. — *** Ueber die Natur des landesherrlichen Kirchenpatronats nach älterem sächsischem Rechte. — Litteraturübersicht, erstattet von E. Friedberg. — Aktenstücke, mitgeteilt von E. Friedberg rc.

Archiv für die civilistische Praxis. Herausgegeben von **Franklin, Mandry, M. Rümelin, Wendt**, Professoren der Tübinger Juristenfakultät, u. a. Preis des Bandes von 3 Heften M. 9.—. Einzelne Hefte à M. 4.—.

LXXXVII. Band, 2. und 3. Heft: J. Kohler, Beiträge zum Servitutenrecht. — O. Opet, Das Namenrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches. — Th. Schirmer, Beiträge zur Interpretation von Scävolas Responsen. X. — Wendt, Die im Verkehr erforderliche Sorgfalt. Bürgerliches Gesetzbuch § 276. — Schefold, Ueber Nichtigkeit und Anfechtbarkeit in der nichtstreitigen Rechtspflege.

LXXXVIII. Band, 1. Heft: Wittmaack, Das gerichtliche Geständnis. — Rümelin, Klagänderung und Rechtskraft.

Archiv für öffentliches Recht. Herausgegeben von **Laband** und **Stoerk**. Preis eines Bandes von 4 Heften M. 16.—. Einzelne Hefte à M. 5.—.

XIII. Band, 1. und 2. Heft. I. Aufsätze: P. Oertmann, Ueber den Satz „lex posterior generalis non derogat priori speciali" und seine Bedeutung für das bürgerliche Gesetzbuch. — W. Mantey, Der deutsche niedere Adel und das bürgerliche Gesetzbuch. — C. H. P. Inhülsen, Strafrechtliche und strafprozessualische Reformen in England (II). — Blankenstein, Die Rechtskraft der Arbeitsordnungen. — W. Knitschky, Gewohnheitsrecht und Gerichtsgebrauch. — Ph. Zorn, Zur Geschichte der Verfassungen und Parteien. — H. v. Frankenberg, Der Zwang in der deutschen Arbeiterversicherung. — II. Quellen und Entscheidungen: B. Hilse, Die Bestrebungen zum Schutze der Bauhandwerker gegen Werklohnverluste, historisch und kritisch dargestellt. — A. Friedländer, Zum § 137 des Reichsgerichtsverfassungsgesetzes. — III. Litteraturübersicht.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Wörterbuch
des
Deutschen Verwaltungsrechts.

In Verbindung mit vielen Gelehrten und höheren Beamten
herausgegeben von

Dr. Karl Freiherrn von Stengel,
Professor an der Universität München.

In zwei Bänden und drei Ergänzungsbänden.
Lex. 8.

Ausgabe in 30 Lieferungen zu je 5—6 Bogen à M. 2.20.

Lieferung 1 und 2 werden einzeln, von den folgenden je vier zusammengeheftet in einem Umschlag ausgegeben.

Die letzte Lieferung erscheint September 1898. Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben. Abnahme der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme aller folgenden.

Nach Erscheinen der letzten Lieferung werden Einbanddecken zu Band I, II und Ergänzungsband I—III ausgegeben, sodaß das Werk, in drei Bände gebunden, bequem zu handhaben ist.

Ein dem dritten Ergänzungsband beigegebenes Sachregister über die beiden Bände des Hauptwerks wie die drei Ergänzungsbände wird der leichten Benutzbarkeit noch weiter zu gute kommen.

Entsprechend dem Zwecke des Wörterbuchs, welches in erster Linie den Bedürfnissen der Praxis dienen soll, ist die Erörterung des geltenden Rechts in den Vordergrund gestellt. Jedoch ist stets auch die geschichtliche Entwicklung der betreffenden Einrichtungen gebührend berücksichtigt, wie auch neben der rechtlichen Seite die politischen, sozialen, wirtschaftlichen und technischen Gesichtspunkte entsprechend hervorgehoben sind, soweit dies für den Praktiker von Interesse ist.

Zur Erhöhung der Brauchbarkeit des Werkes ist der Stoff in den einzelnen Artikeln möglichst übersichtlich geordnet und durch Einteilung in Paragraphen gegliedert. Ebenso enthalten die Artikel genaue Quellen- und Litteratur-Nachweise, welche ein tieferes Eindringen in die betreffenden Materien ermöglichen.

Die Kölnische Zeitung nennt das Wörterbuch „ein Werk, dessen Vollständigkeit, wie Genauigkeit das höchste Lob verdient, ein Werk, auf das deutscher Fleiß und deutsche Wissenschaft stolz sein dürfen. Es genügt einem Bedürfnis, das wohl jeder praktische Verwaltungsbeamte mehr als einmal schmerzlich empfunden haben wird. Das Werk ist für den Preußen wie für den Bayern oder Sachsen gleich bequem und ausgiebig . . . . Es wird allen, die sich mit praktischen Fragen der Verwaltung in Staat oder Gemeinde zu beschäftigen haben, hoch willkommen sein."

Demgemäß finden besonders die Männer der Praxis, welchen die zum Studium von Lehrbüchern und Lehrsystemen erforderliche Zeit nicht zur Verfügung steht, in dem handlichen Nachschlagewerke schnellste und gründlichste Orientirung.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.
Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 23. Neunter Evangelisch-sozialer Kongreß in Berlin am 2. und 3. Juni — Vermischte Nachrichten — Personalien

Nr. 24. Neunter Evangelisch-sozialer Kongreß in Berlin am 2. und 3. Juni — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Parteiverhältnisse in den Berliner Synoden; Aus Hamburg — Verschiedenes: Erklärung von Pastor Schall in Bahrdorf — Vermischte Nachrichten — Personalien

An alle Freunde und Leser der „Christlichen Welt",

welche beim herannahenden Quartalwechsel an der weiteren Verbreitung der „Christlichen Welt" mithelfen wollen, richte ich die Bitte,

entweder **mir Adressen mitzuteilen, an welche Probenummern gesandt werden können**

oder, was wirksamer ist, **unter Freunden und Bekannten immer wieder auf die „Christliche Welt" aufmerksam zu machen und Probenummern zu verbreiten.**

Zu diesem Zwecke bitte ich, **mir den Bedarf an Werbenummern, die in jeder gewünschten Anzahl gratis und franko geliefert werden, umgehend aufzugeben,** damit ich die betreffende Nummer rechtzeitig in ausreichender Zahl herstellen lassen kann.

Für jedwede Bemühung um die „Christliche Welt" sage ich im voraus meinen verbindlichsten Dank.

Die Verlagshandlung

Leipzig, den 15. Juni 1898

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig